



Tafelberg

Wüste

Tüferschleife

Kaiserbach

Meer

Klippen

Steilküste

Fichtenwald

Lavaschlucht

Feldrain

Feld

Dorf

Wald

Bach

Nebelschlucht

Bogenbrücke

Hängeseilbrücke

Grasland

Totholz

Copyright © 2022 Mirjam Mehnert
Alle Rechte vorbehalten.
ISBN: 9798364274823
Imprint: Independently published

Die
Samtschleifenreise

Mirjam Mehnert

Von Mirjam Mehnert sind bisher erschienen:

Als das Schweigen sang

Elio tanzt

Für Tobias, den einzigen Menschen,
der Geschichten ohne Worte erzählt.

Und für den Knotenlöser am Flügel,
dessentwegen ich sie aufgeschrieben habe.

Prolog

Stellen Sie sich Folgendes vor: Sie sind Mitte vierzig und fühlen sich wie gestern erst der Kindheit entwachsen, blicken aber leider schon auf die Hälfte Ihres Lebens zurück oder sogar mehr. Und dann drängen sich in einem Anflug von Panik zwei Fragen auf: Erstens, wohin diese Jahre verschwanden, und zweitens, wer diese miese kleine Komposition verbochen hat, die Sie Ihr Leben nennen und die Ihnen vorkommt wie eine ereignis- und themenlose Ouvertüre zu dem großen Werk, für das Sie eigens dieses Welttheater betreten.

Den Anfang des Stückes haben Sie – sofern es sich schon so weit entwickelt hat – leider wegen der einschläfernden Einleitung verpasst. Und gemessen an dem, was Sie geboten bekommen, bedauern Sie, sich nicht früher über das informiert zu haben, was Sie erwartet. Ihr Lebenstheater, wiederholungsselig und vorhersehbar inszeniert, schwankt zwischen Klamauk, Farce und melodramatischem Rührstück. Nichts, was ernst zu nehmen wäre, geschweige denn in Erinnerung bleibt.

Sofern Sie Ihre Midlife-Crisis noch vor sich haben oder dem männlichen Geschlecht angehören, legen Sie diese Geschichte unbeachtet beiseite. Um Missverständnissen vorzubeugen: Es steht Ihnen ohne Frage frei, an dieser Stelle weiterzulesen. Ich gebe nur zu bedenken, dass Ihre Themenwelt hier womöglich unberücksichtigt bleibt.

Doch ehe Sie den Eindruck gewinnen, dieses Buch enthalte ebenfalls allein das beklagte Präludium, erzähle ich Ihnen lieber vom *Capriccio ma non troppo*, dem launenhaften Stück Musik,

das meinen monotonen Einakter grundlegend änderte. Sie merken schon: Ich wurde mit dem Hang zum Theater geboren.

Alles begann damit, dass ich mit meiner Freundin nach einem Theaterbesuch in einer Kneipe landete, in der Live- Musik gespielt wurde. Der Genius seiner Zunft saß am Klavier und spielte schnulzige Songs, untergraben von einer spröden Sängerin, die sich wie das Überbleibsel einer weggestorbenen Rockband benahm. Sein rätselhaftes Charisma füllte den Raum, er schwebte in höheren Sphären und gab sich seinen Klavierträumen hin, die die grölende Röhre in Schutt und Asche legte.

Ich bestellte eine Margarita und versuchte, darüber hinwegzuhören. Nachdem der Sängerin endlich der Text ausgegangen war, setzte der Pianist zu einem maßlosen Nachspiel an, womit er meiner Meinung nach das Publikum über die Gesangseinlage hinwegzutrusten suchte. Dabei lächelte er in so seliger Geistesabwesenheit, dass ich ihm ungewollt meine gesamte Aufmerksamkeit schenkte. Später spielte er Jazz, belanglos plätschernde Melodiefolgen, zu denen man Rotwein trinkt und Zigarillos raucht oder sich die Pulsadern zu öffnen beabsichtigt. Da meine Freundin, eine leidenschaftliche Verarbeiterin textiler Materialien, weitschweifig über die Kostümierung der Theaterschauspieler schwadronierte, blieb mir Zeit, den Mann mit seiner träumerischen Mimik zu beobachten. Allein sein Äußeres reichte aus, um seine Erscheinung auffällig zu nennen. Er trug ein weißes Rüschenhemd mit einer samtenen Krawattenschleife und eine knallenge schwarze Samthose und präsentierte sich wie ein sorgsam inszeniertes Kunstwerk seiner selbst. Das dunkle Haar fiel ihm lässig ins Gesicht. Er wischte es automatisch fort, und ich bemerkte, wie meine Freundin kichernd in seine Richtung schaute mit dem Vorschlag, ihm eine Haarspange zu schenken.

Seine Finger glitten mühelos über die Tasten. Der alte Barschinken war nunmehr ein Spielzeug für ihn, womit sich mir der Gedanke aufdrängte, ich säße einem reinkarnierten, etwas moderner arrangierten Mozart direkt gegenüber. Seine absencengleiche Entrückung und der weltverlorene Mangel an Gegenwärtigkeit erweckten den Eindruck, er käme aus einer anderen Zeitepoche und sei nur flüchtiger Erdengast.

Bei meiner dritten Margarita hing ich mit glänzendem Blick an seinen Fingern, nach der vierten verschwamm sein Klavierspiel mit dem Stimmenlärm zu einer undurchdringlichen Masse. Die Lippen meiner Freundin bewegten sich, aber ich verstand kein Wort. Einer Eingebung gleich wanderte ich mit Mozart in einer zeitlosen Wüste, in deren Mitte ein roter Felsen emporragte. Was immer wir beide an diesem öden Landstrich fanden – in meinem Kopf waren wir glücklich.

Schon reichlich neben der Spur nippte ich am fünften Cocktail und sah zu, wie er von der Klavierbank aufstand und sein rudimentäres Notenkonstrukt zusammenfaltete. Er verpackte es in einer braunen Ledermappe, die von einer Samtschleife zusammengehalten wurde. Ich fragte mich ebenso kurz, wie unnützlich, warum alles Wichtige an diesem Mann in Samt gefasst war. Im Vorbeigehen lächelte er uns an. „Du trinkst zu viel“, sagte er augenzwinkernd zu mir, als ob er mich die ganze Zeit beobachtet hätte.

Offenkundig verleitete ich meine Freundin durch ein nicht unerheblich blödes Gesicht zu der Bemerkung: „Er hat verdammt nochmal Recht“, und dazu, mir die halbvolle Margarita wegzunehmen und sie in einem Zug zu leeren. Ich kam mir die ganze Zeit wie ein Statist in der falschen Szene und ziemlich unterbelichtet vor, weil ich seine arrangierte Erscheinung nur anstarrte und gar nichts sagte. Leider fiel

meinem alkoholisierten Hirn außer dieser Tafelberg-Wüste kaum etwas ein, was sich auszusprechen lohnte.

Den Margaritas schulde ich auch den Erinnerungsverlust daran, ob ich – wie üblich – Fremdscham dabei empfand, dass meine Freundin, Mozart unbefangen duzend, nach dem Designer des Rüschenhemdes fragte und ihre Komplimente zu Kleidungsstil und musikalischen Fähigkeiten extra dick auftrug.

„Warst du schon mal in der Wüste?“, hörte ich mich zu meinem eigenen Entsetzen fragen, es klang, als hätte mir jemand vier Hubba Bubba in den Mund geschoben. Gott, wie peinlich. Für einen Moment weiteten sich Mozarts Augen, und er vergaß die Stilfragen meiner Freundin. „Die Wüste ist ein weites Land“, antwortete er überaus philosophisch.

„Und?“, setzte ich die Erkundigung hemmungslos fort. „Willst du mal hin oder nicht?“

„Ich überlege noch“, sagte er und kniff die Augen zusammen. „Ich denke, es wird Zeit für dich.“ Er lächelte meine Freundin an, und ich hätte ihm am liebsten eine reingehauen. „Kriegst du sie allein weg?“

Sie kicherte wieder. „Kommt drauf an, was die liebe Mari macht, wenn sie steht.“

Ich hasse diese Bezeichnung, weil sie das immer sagt, sobald sie mich für unzurechnungsfähig hält. Außerdem ging Mozart mein Name gar nichts an, solange ich seinen nicht kannte.

Ich zeigte auf den Pianisten. „Warum hat er überall Samtschleifen?“, fragte ich, während mein Finger in der Luft an ihm herunterglitt, bis ich gefährlich nahe seinem Schritt herumfuchtelte. „Sogar seine Hose ist aus Samt, bloß ohne die Schl...“

„Ja, Mari, ist gut“, unterbrach mich meine Freundin und wurde rot, weil ich so laut palaverte, als plante ich eine revo-

lutionäre Ansprache. Sie drückte mir den Arm zurück in die Senkrechte.

„Diese Schleifen sind meine geheime Superkraft“, hauchte Mozart mir ins Ohr und kräuselte vergnügt die Lippen. „Wenn ich eine von ihnen öffne oder schließe, kann ich in der Zeit reisen.“

„Ah...“, machte ich und grinste ihn dümmlich an. „Und... nimmst du mich mit?“

„In die Wüste?“

„Ja, da ist ein Tafelberg.“

Mozart schien sich köstlich über mich zu amüsieren, er nickte und stieg auf mein Thema ein. „Ein Tafelberg in der Wüste. Massada?“ Er hob zweifelnd eine Braue. „Kein guter Ort in Israel.“

„Ich rede doch nicht von Israel.“ Um seinem Auffassungsvermögen auf die Sprünge zu helfen, tippte ich mir an die Schläfe und sagte: „Die Wüste ist hier oben.“ In einem kurzen Anfall von Klarheit realisierte ich mein Lallen und dass ich totalen Humbug quatschte.

„Ja“, meinte er, und es klang wie ein Abschlussatz, „ganz eindeutig.“ Er grinste meine Freundin so frech an, dass sein Gesicht Falten auf den Wangen kriegte, und bemerkte dann, leider folgerichtig, wie sich wenige Augenblicke später herausstellte: „Allein mit ihr wirst du es schwer haben.“

Meine Freundin gab einen unschlüssigen Laut von sich und nahm das unausgesprochene Hilfsangebot an.

„Was ist nun mit den Schleifen?“, fragte ich und fiel beim Vorbeugen in Richtung Mappe fast vom Stuhl.

„Das wirst du schon noch herausfinden.“ Mozart verhinderte mit einer Hand, dass ich gleich als Erstes mit dem Gesicht auf der heikelsten Stelle seiner Samthose landete, und zog mich auf

die Füße. Dann wies er meine Freundin an, die Rechnung zu zahlen, legte mir den Arm um die Schulter und wartete, bis ich ungraziös ins Freie stakste.

Der Novemberabend war kalt und ungemütlich, trotzdem hatte ich das Gefühl, mir würde jemand den Schädel einschlagen. Die Knie sackten mir weg.

„Hattest du einen Grund für deine sinnlose Trinkerei?“, fragte er, und da erst fiel mir auf, dass ich die Stufen aus der Kneipe heraus offenbar nicht allein geschafft hatte.

„Lass mich runter“, motzte ich und zappelte in seinen Armen. Die Welt drehte sich im Kreis und schwankte hin und her. „Ich glaub, mein Haus kommt gleich vorbeigedreht“, gluckste ich, schon wieder vergnügt. Er hielt mich an den Oberarmen fest und sah mir missbilligend in die Augen.

„Was is‘?“

Er gab mir keine Antwort.

Meine Freundin kam nach draußen. Sie schaute pikiert an mir herunter und wandte sich dann an Mozart: „Kannst du sie auf dem Weg zu dir ein Stück mitnehmen? Ich wohne hier gleich um die Ecke. Oder muss ich mitkommen? Zu ihr sind es mindestens zwanzig Minuten zu Fuß.“

Sie nannte ihm meine Adresse, weil sie wohl der Meinung war, dass ich mich nicht daran erinnerte. Mozart legte die Stirn in Falten, und ich protestierte lautstark: „Bist du nicht ganz dicht? Ich kann nicht mal wegrennen vor dem. Wenn der mich nun...“

„Wer sollte dich in diesem Zustand abschleppen wollen? Außerdem gebe ich dich nur in gute Hände ab.“ Meine Freundin grinste wie eine ehrenamtliche Mitarbeiterin im Tierheim, die ihren Lieblingswuffi Gassi führen lässt.

„Wüste...“, murmelte der Pianist neben mir mit hochgezogenen Brauen.

„Sie ist rot.“

„Ich weiß.“

An den Heimweg erinnere ich mich nicht, nur daran, dass ich dauernd fragte, wie seine Zeitmaschine aussähe, und überschlau über die fehlende Veränderung der Zeit beim Zubinden der Notenmappe salbaderte.

„Du weißt nur noch nicht, dass sich etwas verändert hat“, sagte er. „Aber du wirst es bald herausfinden, Mari.“

Mozart begleitete mich freundlicherweise nicht nur nach Hause, sondern gleich bis zum Bett, nachdem er meinen mehrfach fehlschlagenden Anläufen zum Aufschließen der Wohnungstür beigewohnt hatte. Er legte die Notenmappe auf der Kommode daneben ab. Ich schwankte auf meiner Matratze sitzend hin und her und grapschte dann halbwegs zielorientiert nach dem weichen braunen Leder, dessen Inhalt ich mir als lose Blattsammlung von chopin- oder lisztähnlichen Kompositionen vorstellte. Sie wissen schon: hingeschmierte Notenstriche, Vorzeichen, Auflösungen und Randnotizen, die der musikalisch ungebildete Mensch für Höhlenmalerei oder ägyptische Hieroglyphen hält.

Schon hatte ich die Hand an dem schmalen Samtband. „Kommt es auf die Breite des Bandes an?“, fragte ich ihn. „Ich meine, wie viel sich verändert?“

„Nein. Es ändert sich, was sich ändern soll.“ Er lächelte mir wieder wie dem naivsten Wesen zu, dem er jemals begegnet war.

Ich fiel rücklings auf mein Bett, die Füße auf dem Boden, um das Karussell anzuhalten.

„Schlaf, Mari“, flüsterte er. „Wir sehen uns wieder.“

Bevor er ging, legte er mir etwas auf das Tischchen neben meinem Bett. Es war die Samtschleife seiner Notenmappe.

Kapitel 1

Beim Erwachen fiel mir mit einem Blick auf die Uhrzeit auf, dass der Tag unerwartet fortgeschritten und ich froh darüber war, seit Jahren in keiner Partnerschaft zu leben. Niemanden kümmerte es, wie lange ich im Schlafanzug herumlümmelte, wie ich nach einer durchzechten Nacht aussah, und dass mich ein schnulziger Pianist ins Bett gebracht hatte.

Old Cat, mein betagter, aber immer noch sehr respektabler Kater, der niemanden seiner Artgenossen in seiner Nähe duldete, fuhr eine seiner Krallen aus, harkte damit meine Frisur und sah vom Bettgiebel vorwurfsvoll auf mich herab. Allein dieser mahnenden Pfote wegen hob ich schwerfällig den Kopf. Er hämmerte schrecklicher, als ich es erwartet hatte, mir war sterbenselend zumute. Nicht nur infolge des unkontrollierten Alkoholkonsums, sondern vor allem, weil mich das Gefühl beschlich, etwas angestellt zu haben, was ich lieber gelassen hätte. Aus der vergangenen Nacht brachte ich einen seltsamen Traum mit, der Mann am Klavier kam darin vor und jede Menge Nebel.

Während ich Old Cats Futternapf füllte und er mir aufgrund der fortgeschrittenen Zeit beinahe die Tüte unter den Händen wegfraß, wurde mir in Sekundenschnelle schwindlig und speiübel. Ich exte ein Glas Wasser mit zwei Kopfschmerztabletten und rief mir den Abend in Erinnerung, aber ich fand nur kleine Fetzen in meinem Gehirn. Eine Weile überlegte ich, was mich veranlasst hatte, mir auf schnellstem Weg so derartig die Kante zu geben. Als bräuchte ich einen

Beweis für meine Trinkfestigkeit oder die Fähigkeit, eine durchzechte Nacht folgenlos zu überstehen! Ehrlicherweise gebe ich zu, dass mir diese Kompetenz schon immer fehlte. Zurück im Bett versuchte ich, den hämmernden Schädel und den Drehschwindel in den Griff zu bekommen.

Etwas Weiches streifte meine Hand dort, wo ich das Handy vermutete – die dunkelbraune Samtschleife. Ich wickelte sie mir um den Finger und wunderte mich über den Knoten darin. Mozart, diese überzogene Gestalt mit dem romantischen Rüschenkram, der heißen Samthose und seinen verdammten Schleifen überall.

Sollte ich mich nicht eher an das Theaterstück mit seiner fast greifbar bedrückenden Inszenierung erinnern, an dessen Ende ich erleichtert aufatmete, weil der Darstellerin im wahren Leben nichts geschehen war? Ich hatte ihr vergebliches Warten und die enttäuschte Hoffnung mitgeföhlt, und zum Schluss nicht verstanden, warum sie sich das Leben nahm und das eigene Kind diesem gewissenlosen Amerikaner überließ, der sie hatte sitzen lassen. Aus welchem Grund sie sich nicht stattdessen emanzipiert und ihr Leben ohne diesen Militärschnösel fortgesetzt hatte, wollte mir nicht in den Kopf. Meine Freundin erklärte mir, dass dies der Zeit und der Kultur geschuldet wäre, in der das Stück spielte. Madame Butterfly sei eine Rolle, aus der man nicht unbekümmert wieder aussteigen könne, schon gar nicht bei dem Regisseur, der keinen ohne ungeheuchelte, tiefe Geföhle davonkommen ließe, und das gelte für Darsteller und Publikum gleichermaßen. Ich hoffte für die Sängerin, dass sie ohne bleibenden Schaden zurück ins wahre Leben fand, und beschloss, dass ich keinen weiteren Puccini brauchte, der zwar ergreifende Musik komponierte, aber die Falschen sterben ließ.

Ungeachtet dessen drehte ich die Schleife zwischen den Fingern hin und her. *Wenn ich sie öffne oder schließe, kann ich in der Zeit reisen*, hatte der Klavierspieler gesagt und dabei gelacht. Er erschien mir so unwirklich wie mein Traum, und läge die sorgfältig gebundene Schleife nicht dort, hätte ich ihn für eine Halluzination gehalten.

Nüchtern betrachtet, stellte sich mir mein Auftritt bei Weitem peinlicher dar als am vergangenen Abend, und ich tröstete mich mit dem Gedanken, den Pianisten niemals wiederzusehen. Von jetzt an würde ich vorher das Vorhandensein eines Tasteninstruments auskundschaften und die betreffende Veranstaltung meiden. Schade nur, dass ich ausgerechnet die Musik von Debussy und den Jazzpianisten Duke Ellington liebte. Da Mozart mir aber nie zuvor aufgefallen war, nahm ich an, dass er mir kein weiteres Mal in meinem Leben begegnete. Und außerdem war die Wahrscheinlichkeit, sich an eine betrunkene Frau in einer Kneipe zu erinnern, extrem gering.

Gegen Mittag stand ich endlich im Bad und putzte mir die Zähne. Im Spiegel begegnete ich einem Gesicht mit verlaufener Mascara und fahler Haut. Wenigstens nehmen mir meine Haare eine solche Nacht nicht übel. Sie sind dicht, lang und kastanienbraun, und seit ich die vierzig überschritten habe, locken sie sich an den Spitzen. Wenn die Sonne darauf scheint, leuchten sie kupferrot, ein Erbe meines Großvaters, auf das ich überaus stolz bin. Jede Nacht legen sie sich entweder in einen lockeren Seitenscheitel oder in einen akkuraten Zick-Zack-Scheitel, keine Ahnung, wie die das machen. Und eine gefällige Out-of-bed-Frisur nimmt der sichtbaren Alkoholintoxikation des Gesichts einiges von seinem morgendlichen Schrecken.

Nach einer ausgiebigen Dusche und einer Tasse Tee verschwanden allmählich die Kopfschmerzen. Draußen nieselte es,

und Nebelschwaden verhängen den Tag. Mein Lieblingswetter, bei dem es mich immer ins Freie zieht. Für solche Gelegenheiten habe ich mir extra einen transparenten Schirm gekauft, weil andere mir die Sicht verdunkeln.

Da ich keine Lust auf die langweiligen Straßen vor meiner Wohnung verspürte, fuhr ich mit dem Auto hinaus ins Umland. Ich fand eine gepflegte Parkanlage in einem der Vororte mit einer kleinen Kapelle auf einem angrenzenden Friedhof.

Gerne wäre ich durch trockenes Raschellaub geschlurft, doch es klebte nur an meinen Schuhsohlen und verwandelte die Gehwege in Rutschbahnen. Die letzten zitterigen Blätter rieselten lautlos von den Bäumen, und ich stellte fest, dass ich in diesem Jahr keine einzige Kastanie gesammelt hatte. Der Park wirkte vereinsamt und tot mit den menschenleeren Wegen, den zusammengeharkten Laubhaufen an den Rabattenrändern und den blättergefüllten Springbrunnen.

Ich griff in meine Jackentasche und drehte gedankenversunken die Schleife in den Händen. Schön war er ja, der Pianist. Wie traurig, dass ich eine Gelegenheit wie diese vermasselt hatte. Seine Kompositionen hätten ein unkomplizierter Einstieg in ein Gespräch sein können. Ob er das Theater mochte? Was er wohl außer seinem Klavierspiel tagsüber trieb? Vielleicht verdiente er sich mit seiner Musik nur etwas nebenbei zu einem stinklangweiligen Job, den er mit diesem Kleiderfetisch kompensierte. Oder er ging gar keiner geregelten Arbeit nach und klimperte nur an den Wochenenden in verschiedenen Kneipen, um sich gelegentlich eine Flasche Gin zu leisten.

Immer weiter knibbelte ich an dem Samt herum, bis der Knoten sich unter meiner Fummelei löste. Ich zog das Band ans Tageslicht und schloss die Schleife wieder, öffnete sie erneut und wiederholte das Ganze mindestens vier Mal, bis mir die

Beschränktheit dieser Schleifenbinderei auffiel. *Zeitreise*. Ich pustete die Luft zwischen meinen Lippen hindurch. *Was für ein Unfug*.

An einem kleinen Tümpel in der Parkmitte blieb ich stehen. Ein paar einzelne Blätter schwammen auf seiner schwarzen Oberfläche. Früher, wenn ich als Kind mit meinen Eltern spazieren ging, kamen wir manchmal an einem ähnlichen Teich vorbei, und ich erinnerte mich daran, dass ich die Enten darauf hingebungsvoll und ausdauernd fütterte. In seiner Mitte gab es einen Springbrunnen, aus dem das Wasser emporschoss, sich über den Rand des Rohres wölbte und dann in der Illusion einer sich immer wieder neu erschaffenden Frau zerfiel, die ihr langes Haar nach hinten warf.

Sich immer wieder neu erschaffen, dachte ich und verwarf den Gedanken sofort. Alles, was ich im Internet über dieses Thema fand, verwirrte mich nur. Sie glauben gar nicht, was man da so zu lesen bekommt. Die unterschiedlichen Proklamationen von Selbstoptimierung, Selfcare und Befreiung der eigenen Persönlichkeit setzten mich extrem unter Druck. Mein Seelenplan war mir unbekannt, die Mondphasen mir ebenso egal wie das morgige Horoskop. Zeit mit mir selbst hatte ich mehr als genug. Der Alkohol war das Indiz meiner Charakterschwäche und mangelnder Schlaf der Grund für die Stimmungsschwankungen. Ein Dasein ohne Kenntnis der eigenen Bestimmung verringerte jede Form von Lebensqualität. Stress verkürzte mein Leben. Ich sollte endlich wieder Sport machen, vor allem Yoga. Damit stünde der Erschaffung des Traumkörpers schon mal nichts mehr im Wege. Intuitives Essen und Kollagen für die ewige Jugend und gegen Cellulite zu schlucken, unterstützte diesen Prozess ungemein. Singen half bei Verspannungen, und seltsame Gerätschaften trainierten

einen willigen Beckenboden. Affirmationen und Mantras leisteten dem Gesetz der Anziehung Vorschub. Das Wichtigste in diesem ganzen Selbsterneuerungsprozess aber schienen Selbstbesinnung und Loslassen zu sein. Ich konnte mit den Worten nicht viel anfangen, genauso wenig wie mit der Annahme, der Mensch trüge sämtliche Antworten auf jedes Problem in sich, und alle Sehnsüchte lösten sich mit dem passenden inneren Zuhause in Luft auf. Hand aufs Herz: Wer kommt schon an die ihm innewohnenden Antworten heran, wenn er dem eigenen Instinkt nicht traut oder ihm nicht folgt, weil der Kopf dazwischenfunkelt?

Vielmehr behagte mir der Gedanke, dass wir alle Sehnsucht nach einem Gegenüber in uns tragen, und deshalb gezwungen sind, mit- und voneinander zu leben und zu lernen. Was zwangsläufig beinhaltet, dass niemand vollkommen frei und unabhängig ist. Und dass wir mit unserer fehlerbehafteten Natur andere in den Wahnsinn treiben und Vergebung und Versöhnung erst lernen müssen. Wobei viele nicht einmal den Unterschied zwischen den beiden Worten kennen. Ich mag die Idee von einem komplexen Gefüge, in dem wir uns bedingen und entwickeln und zu eigenständig denkenden Persönlichkeiten werden. Falls jemand fragt: Ich bin Ethiklehrerin und darf mich von Berufs wegen mit solchen Gedankengängen befassen.

In meinem Zustand eignete sich die Kopfarbeit leider nicht für tiefere Erkenntnisse, und ich konzentrierte mich auf das Stockentenpaar, das in trauter Zweisamkeit auf dem Teich herumschwamm. Hinsichtlich meiner Wünsche war ich so bescheiden wie die Enten. Geliebt zu werden, ohne mich deshalb jedes Mal zu Dank verpflichtet zu fühlen oder in jemandes Schuld zu stehen, und darüber hinaus mein Leben so

zu gestalten, wie ich es mir erträumte, hätte mir vollkommen genügt. Obwohl ich gar keine großen Träume und Angst vor der Liebe und dem Leben hatte.

Ein Stück rechts von mir bemerkte ich im Augenwinkel einen Mann, der tütenweise Brot ins Wasser schmiss, als wollte er seinen zukünftigen Weihnachtsbraten mästen. Er sah zu mir herüber, und ich hoffte, dass er rechtzeitig von einem Gespräch absah, da ich mich auf keinen Fall durch platten Smalltalk von meinen Gedanken ablenken lassen und weiterhin dem gestrigen Abend nachhängen wollte.

Die feuchte Luft, der Nieselregen und der Geruch nach Kaminfeuer und Rauch lösten das miserable Gefühl der vergangenen Nacht für einen Moment auf. Seelenvoll geisterte ich die Straße hinunter bis zu dem alten Friedhof. An jenem stillen Novembernachmittag und angesichts des Wetters plante kein Mensch einen Spaziergang auf einer denkmalgeschützten, stillgelegten Ruhestätte.

Am schmiedeeisernen Eingangsgitter hing ein orangefarbenes Schild, das Besucher poesielos auf absterbende und herunterbrechende Gehölze und daraus resultierende Personenschäden aufmerksam machte. Niemand übernahm dafür die Verantwortung, weswegen das Betreten nur auf eigene Gefahr gestattet war.

Das Tor quietschte uneinladend beim Öffnen. Mit bedächtigen Schritten folgte ich dem sich von einer Anhöhe nach unten windenden Weg bis zu der kleinen Kapelle und schrak furchtbar zusammen. Der Grusel meiner Kindheit holte mich ein an der Stelle, an der der Weg eine kleine Linksbiege machte und ich geradewegs in den Mantel eines steinernen Sensenmanns lief. Die gesichtslose Statue sah aus, als hätte sie mich erwartet. Ich brauchte einen Moment, um mich von dem kindischen

Schrecken zu erholen, und stellte dabei fest, wie kurzatmig ich bei diesem beschaulichen Spaziergang in rentnermäßigem Tempo nach Luft schnappte.

Die Gräber hinter der Kapelle waren mit Efeu überwachsen, ihre Inschriften kaum zu lesen, verwitterte Steine aus dem achtzehnten Jahrhundert, verwaschen die Namen, vergessen ihre Geschichten. *Eines Tages werde auch ich so enden*, fiel mir ein. *Vergessen, ausgewaschen, eingeebnet. Dann bin ich Teil der Weltgeschichte, aber keines Menschengedenkens mehr.*

Woher der melancholische Augenblick kam, wusste ich nicht, vielleicht eine Nachwehe vom vielen Alkohol oder von Mozart, der in meinen Hirnwindungen herumspukte wie der steinerne Sensenmann vor dem Kappelleneingang. Der Friedhof wurde seit den vierziger Jahren weitestgehend der Natur überlassen, nur die Wege hielt man frei und schützte die winzige Kapelle auf den Mauerresten eines niedergebrannten Vorgängers vor den überbordenden Armen des Efeus. Der Friedhof war meine kleine Zeitreise, die mich friedlich stimmte.

Unter einem knorrigen alten Baum neben mir lagen Grabsteine auf einen Haufen aufgeschichtet, uralte, halb zerfallene Zeugen längst vergangener Tage. In der Mauer hinter mir waren Gruften eingelassen. Ich fragte mich, ob darin überhaupt die dünnen Gebeine irgendwelcher Urahnen lägen oder man die Sarkophage inzwischen entfernt hatte. Wie aufregend wäre es, hier zufällig über ein Familiengeheimnis zu stolpern, eine unbekannt Tante, die vorzeiten Ehebruch begangen oder jemanden zu Tode gebracht hatte, irgendetwas Düsteres, Verbotenes. Mir fehlte an dieser Stelle das Abenteuer, aber hier war leider keines zu finden, meine Familie hatte nie Verbindungen zu dieser Begräbnisstätte.

Ebenso erwartet wie nervtötend wanderten meine Gedanken zurück zu dem schönen Pianisten, der mich ins Bett gebracht hatte. Wie beschämend. Ungelöste Fragen flatterten in meinem Hirn durcheinander: Wieso hatte er mich nicht vor der Tür abgesetzt? Hatte er sich etwas versprochen? Wenn ja, was, und vor allem: warum ausgerechnet ich? Wie anspruchslos muss man sein, dass die beste Gelegenheit eine volltrunkene Frau ist?

Zum Glück entsann ich mich, dass er meine Wohnung ohne körperliche Annäherung verlassen hatte. Nicht auszudenken, wenn ich mit dem Mozart-Verschnitt ins Bett gestiegen wäre.

Um mich abzulenken, zog ich das Handy aus der Tasche und schoss einige Fotos. Nur deshalb bemerkte ich den Anruf meiner Freundin, die am anderen Ende brüllte, als wäre ich taub: „Na, erwacht von den Toten?“

„Haha“, machte ich und hatte auch jetzt keine Lust auf Gespräche, die mich aus meiner fragenschweren und reflexiven Gedankenwelt rückten.

„Du warst gestern Abend echt platt. Hast du dich nach Hause gefunden?“

„Ich wurde ja nach Hause gefunden.“

„Hat der dich bis nach Hause gebracht? Krass. Ich wette, du hast keine Ahnung, mit wem du mitgegangen bist.“

„Ist auch nicht wichtig. Der war eh nichts für mich.“

„Hat er dir gefallen?“

„Ich kann mich kaum an ihn erinnern. Ja, ich denke, er sah ganz gut aus, von seinem Kleidungsstil abgesehen.“

„Er ist der Regisseur des Stücks, das wir gestern Abend gesehen haben. Aren Hendricks.“

„Aren Hendricks“, ahmte ich überzogen ihre englische Aussprache nach, bis ich mitkriegte, dass es nicht lustig war. „Ach du Scheiße.“

Ich überlegte, an welcher Stelle mir das hätte auffallen müssen, aber sein Gesicht entschwand meiner Erinnerung genauso, wie mir der Rest des Abends entglitt.

„Woher kennst du ihn?“ Die Antwort darauf fiel mir im gleichen Augenblick ein, indem meine Freundin angefressen meinem Gedächtnis auf die Sprünge half: „Ich habe die Kostüme für das Stück angefertigt. Ich habe dir so oft davon erzählt. Kriegst du jemals mit, was man dir sagt?“

Das saß. Meistens erinnere ich mich zu spät an solche Details, und oft höre ich nicht richtig zu, weil meine Gedanken bei langandauernden Monologen auf ihre eigene Reise gehen. Die Berechtigung ihres Vorwurfs einsehend, suchte ich nach einer Entschuldigung.

„Ich stehe halt auf rote Vorhänge, Putten an den Wänden und Stuck an der Decke. Und Kronleuchter.“

„Wären wir gestern Abend pünktlich gewesen, hättest du ihn schon bei der Werkseinführung sehen können. Die hat er nämlich ausnahmsweise selbst übernommen. Aber du musstest ja deinen Hausschlüssel vergessen und den Ersatzschlüssel erst noch bei deinen Eltern abholen. Ich verstehe sowieso nicht, warum deine Eltern einen Schlüssel zu deiner Wohnung haben.“

„Falls mir was passiert.“

Als sie nichts sagte, fügte ich müde dazu: „Ist ja auch egal, ich sehe den sowieso nie wieder.“

„Tja, so ein Pech. Vielleicht hättest ihr Gefallen aneinander gefunden, wenn du dich nicht so zugelötet hättest. Er ist nämlich Single.“

„Ich bin zwar der Typ für komplizierte, funktionsuntüchtige und kurzlebige Beziehungen, aber nicht der Typ für exzentrische Regisseure in knallengen Samthosen.“

„Er passt zumindest hervorragend in die Riege deiner unglücklichen Amouren. Und tatsächlich hat er noch mehr von diesen abgefahrenen Klamotten.“

„Kann mich bloß an die Schleifen erinnern. Er hat mir eine dagelassen. Ich habe sie heute Morgen gefunden.“

„Im Ernst? Wieso hat er dir eine Schleife geschenkt? Wart ihr im Bett?“

„Nein! Wo denkst du hin? Es ist das einzige, woran ich mich genau erinnere.“

„Ich erinnere mich vor allem an dein Wüstengeschwafel. Und wer weiß, was du dem noch erzählt hast.“

„Keine Ahnung. Ich weiß es nicht mehr, aber wahrscheinlich nur Stuss. Deshalb mein Fazit: Ich sehe ihn nie wieder, das ist gut für uns alle. Und du weißt inzwischen hoffentlich, woher er seine Klamotten bezieht, denn ihr habt euch ja gut unterhalten.“ Ich versuchte, das Gespräch zu beenden, und sie fragte zum Glück nicht, warum ich mich in Rekordzeit unter den Tisch getrunken hatte.

Die Lust auf den Spaziergang war mir gründlich vergangen, und ich sehnte mich zurück in meine eigenen vier Wände, wo ich mich verkriechen und das Ende des Tages abwarten konnte. Was für ein Wochenende. Dabei hatte ich nur ins Theater gewollt. Und nebenbei das bewegendste Stück der Saison gesehen. Dieser Aren Hendricks hätte mir ohne den Kneipengang trotzdem piepegal sein können. Aber meine Freundin, dieses ausgebuffte Biest, hatte mich gewiss ausschließlich seinetwegen dorthin verschleppt.

Als ich die letzten Stufen zu meiner Wohnung erklimm, bekam ich Herzklopfen. Vor der Tür lagen Blumen. Blumen! Zuerst hatte ich meine Freundin im Verdacht, doch das erschien mir noch vor dem Erreichen des Treppenabsatzes abwegig.

Niemand schenkt mir Blumen, nicht mal zu meinem Geburtstag, obwohl ich sie liebe. Aber jetzt lagen dort welche.

Der Strauß bestand aus trockenen Gräsern, rosafarbenen Rosen, dunkelroter Fetthenne und einer – mir blieb fast das Herz stehen – roten Samtschleife. Schon wieder. Ich nahm den Strauß von meiner Schwelle und drehte ihn eine Weile in der Hand, lauschend auf verdächtige Geräusche im Haus. Nichts. Aber Aren Hendricks war definitiv hier gewesen. Meine Gedanken flogen durcheinander wie die Federn eines aufgeplatzten Kopfkissens. Wieso besuchte er mich? Versprach er sich doch etwas und wartete mir mit selbstgepflückten Blumen auf? Und warum hatte er immer und überall irgendwelche farblich passenden Schleifen zur Hand? Unschlüssig öffnete ich meine Wohnungstür, als verberge sich darin Mister Hendricks höchstpersönlich.

Ich stellte den Strauß in eine Vase. Old Cat sprang auf den Tisch und untersuchte schnuppernd die trockenen Gräser, fraß eine halboffene Rosenblüte und stupste dann das Band, das bis eben den Strauß zusammengehalten hatte, vom Tisch. Er sprang hinterher und zerrte es mit sich über den Wohnzimmerboden. Seiner mangelnden Fitness geschuldet, ließ er es bald fallen und beachtete es nicht weiter. Ich hob es auf und sah genauer hin. Auf der Rückseite des zerbissenen Samtbandes standen Zahlen. Eine Telefonnummer. Glaubte der allen Ernstes, ich würde den anrufen?

Weil der alternde Kater es interesselos liegenließ, band ich es wieder zu einer ordentlichen Schleife und steckte es in meine Handtasche, wo es bis in alle Ewigkeit ein vergessenes Dasein fristen würde.

Leider bin ich manchmal zu leichtfertig. Und Sie geben doch zu, dass die Versuchung recht groß war, oder? Ich speicherte

Mozarts Nummer ab und besah mir sein Profilbild. Klaviertasten. Na klar. *Zeit ist unser Gefährte, der uns auf der Reise begleitet*, stand darunter. Was sonst. Ein Wunder, dass er keine Schleife im Profil hatte.

Zur weiteren Informationsgewinnung googelte ich seinen Namen, den ich wie ein Mantra in immer schnörkeligerem Englisch vor mich hin brabbelte: *Aren Hendricks*. Ich fand einen Haufen Bilder von ihm, die allesamt mit meiner beschickerten Erinnerung nichts zu tun hatten. Aren Hendricks besaß im wahren Leben ein ausdrucksstarkes Gesicht mit einem Dreitagebart und Schlafzimmerblick. Seine Kleidung war sorgfältig und immer ein wenig extravagant zusammengestellt. Die Schleifen gehörten zu seinen Markenzeichen: Mal trug er sie an einer exponierten Stelle seiner Garderobe, mal um den Hals, mal umschlossen sie irgendein Utensil, das er in der Hand hielt. Auf allen Bildern sah er älter aus, als ich mich seiner entsann. Er arbeitete als freier Regisseur an verschiedenen Theatern, sein künstlerischer Werdegang ließ sich leicht anhand einer Vielzahl von Webseiten nachvollziehen.

Mir fiel das Telefonat mit meiner Freundin ein. Ich und ein Regisseur? Lächerlich. Was hatte die sich dabei gedacht? Ich kannte mich doch überhaupt nicht damit aus. Ich hatte nicht mal eine Vorstellung von dem, was solche Leute tagsüber tun. Und wer wusste denn, was für ein komischer Kauz sich in der Samthose verbarg und ob er nicht meine Wohnung mit Schleifen ausstaffierte? Außerdem schien Aren Hendricks nicht der Mann zu sein, der sich mit einer angestaubten Ethiklehrerin abends vor den Fernseher setzte. Oder war der dann gar nicht zu Hause?

Ich sah mich schon nach Kanada skypen und die wenigen gemeinsamen Momente mit ihm in einer aus allen Nähten

platzenden Bibliothek mit offenem Kamin und Schaffellen davor auf barocken Sesseln verbringen. Für ein so langweiliges Leben bräuchte ich allerdings keinen Partner.

An seiner Kleidung gemessen, war es aber durchaus möglich, dass er das gegenteilige Ambiente bevorzugte: eine puffähnliche Beleuchtung, rote Plaids über ausladenden Sitzmöbeln, riesige Spiegel im Schlafzimmer, schreibunte Tapeten und abstrakte Skulpturen nackter Menschenkörper. Bei dem Gedanken daran, mich so einzurichten, wurde mir kurz übel.

Worauf er wohl stand? Von den Schleifen und seinem Hang zu ausgefallener Kleidung abgesehen. Und... Der Gedanke daran, mit ihm das Bett zu teilen, rief die Beschämung wieder wach in mir und die neuerliche Frage, was der Blumenstrauß bezweckte. Gab es in seinem Umfeld keine Schauspielerinnen oder Sängerinnen, die er für einen Abend umgarnen und mit denen er mühelos eine ganze Nacht zubringen konnte? Oder fing er aus Prinzip nichts mit Darstellern an und machte sich deshalb an die volltrunkene Frau heran, die leicht auf selbstgeplückte Blumen hereinfiel? Wofür hielt der sich? Oder mich?

Nicht, dass ich für den Rest meines Lebens ein Singledasein zu fristen beabsichtigte, aber ich empfand mich keineswegs wie der Ladenhüter auf Rudis Resterampe. Ich würde mich nicht verramschen lassen, selbst dann nicht, wenn ich als verschrumpelte Lehrerschulle mit Goldrandbrille enden sollte. Lieber verschoben als unter Wert verscherbelt.

Und während ich mich immer mehr in die Bedeutung der Blumen hineinsteigerte, das aufgesetzte Teewasser sprudelte und mein Wannenbad volllief, zeigte mein Telefon einen eingehenden Anruf, dem ich ebenso überrascht wie höchst skeptisch zuschaute, bis er unbeantwortet von mir endete. Erst

danach nahm ich das Handy vom Tisch und wählte die Nummer meiner Freundin.

„Wann hast du dem meine Nummer gegeben?“, maulte ich statt einer Begrüßung und: „Hast du dir auf die Fahnen geschrieben, mich noch vor Ende des Jahres zu verkuppeln, oder was?“

„Wieso?“

„Weil der mich gerade angerufen hat.“

„Und?“

„Nichts und. Ich bin nicht rangegangen. Der hat mir heute Blumen vor die Tür gelegt, ich pack's nicht. Denkt der, ich bin immer besoffen, oder was?“

Die Verzögerung ihrer Antwort legte nahe, dass sie einen Moment brauchte, um meiner Tirade ein Thema zuzuordnen.

„Ich habe doch gesagt, er ist Single.“

„Der muss nicht denken, dass ich ihn nochmal reinlasse. Schlimm genug, dass ich gestern nichts auf die Reihe gekriegt hab. Was war eigentlich mit dieser Tröte, die seine Lieder geplärrt hat?“

„Weiß ich doch nicht. Er kam allein an unseren Tisch, und das nur, um dich vor einer Alkoholvergiftung zu retten.“

„Der muss mich nicht retten. Ich habe mich bisher immer selbst gerettet und habe es auch weiterhin vor.“

„Ich verstehe deine Grumpy-Laune nicht.“

„Und ich verstehe deine überflüssigen Anglizismen nicht. Du glaubst doch nicht im Ernst, ich trete dem nach gestern nochmal unter die Augen!“

Meine Freundin versuchte, mich zu beruhigen, ohne dass sie verriet, wie Aren Hendricks dazu kam, bei mir anzurufen. Letzten Endes war der Tee kalt und das Badewasser lauwarm

und meine mürrische Laune noch tiefer gesunken. So grätig kannte ich mich gar nicht.

Ich ersetzte den Tee durch ein Glas Sekt und ließ heißes Wasser nachlaufen. Von meinem Wannenplatz erspähte ich durch den Türspalt Mister Mozarts Blumengebinde. Widerwillig gab ich zu, dass ich es mochte. Die Farben fügten sich so harmonisch in mein Wohnzimmerambiente, als wären sie Teil einer Inneneinrichtungsdokusoap. Ich könnte den Strauß sogar problemlos trocknen, wenn ich das wollte, und hätte ein ganzes Jahr lang Blumen auf dem Tisch. Der Mann hatte ein Auge für solche Kleinigkeiten. Aber er liebte ja auch Details in seinen Inszenierungen.

Old Cat balancierte auf dem Wannenrand und rieb seinen Kopf an meinem Haar. Ich dachte an das gestrige Theaterstück. Sein Werk. Hatte er insgeheim auf Beifall von meiner Seite gehofft? Aber wie käme er darauf, wo ich doch den gesamten Abend nur Müll abgesondert hatte?

Das inzwischen wieder heiße Wasser schläfernte mich ein, der Sekt stimmte mich milde. Ein wildfremder Mann, der mir sogar gefiel, schenkte mir Blumen, obwohl ich ihn nur zugelabert hatte, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank.

In einem Anfall von Königinnengefühl stellte ich mein Glas auf das Fensterbrett, unter dem die Wanne stand, zündete mir eine Kerze an und schaltete Musik auf meinem Handy ein. *Lehár, das Land des Lächelns.*

Ob Aren Hendricks der Operette etwas abgewinnen konnte? Aus meiner Recherche wusste ich, dass er in den letzten Jahren ausschließlich Opern inszeniert hatte, schwere, tragische Stoffe, Wagner, Verdi, Puccini, Händel.

Todesmutig schrieb ich ihm eine Nachricht: *Es tut mir leid, was gestern Abend passiert ist. Danke für die Blumen, sie sind wunderschön.*

Ich befand dies für den Anfang völlig ausreichend und nicht zu aufdringlich. Es dauerte, bis ich – dem Bad entstiegen – durchgewärmt auf meiner Couch lag, bevor er antwortete.

Freut mich, dass sie dir gefallen. Mach dir keine Sorgen wegen gestern. Geht es dir besser?

Ich schoss auf dem Sofa hoch und kniete wie erstarrt zwischen den Kissenbergen. Mein Handy lag darunter, ich hatte es nach dem Lesen seiner Nachricht fallenlassen. Fahrig googelte ich seine Fotos und starrte lange auf eines davon. Aren in einem schwarzen Samtjackett – hatten Sie etwas anderes erwartet? – mit weißem Hemd und einem roten Krawattentuch mit hellblaugoldenem Paisleymuster. *Er hat braune Augen*, dachte ich. *Und was für welche.*

Der hatte mir geschrieben?

Mir geht es gut, tippte ich und löschte es gleich wieder. *Wo hast du die Blumen her?*, fragte ich stattdessen.

Geklärt.

Ich hakte lieber nicht nach, in wessen Garten er eingebrochen war, und stellte mir vor, wie er in seiner Wohnung saß und erfolglos Bilder von mir googelte. Um herauszufinden, dass Aren Hendricks nicht hier lebte, hätte ich das Internet nicht benötigt. Nach seinem Blumenklau hatte er sicher diese öde Stadt hier schnellstmöglich verlassen.

Woher hast du meine Nummer?, schrieb ich, um das Geplänkel am Laufen zu halten. Es kribbelte in meinem Bauch, als hätte ich Ameisen verschluckt.

Auch geklärt. Bist du mir böse?

Damit kam ich schon wieder ans Ende meines Lateins. Ich war nicht sauer, nur verwundert und ein bisschen nervös, weil ich nicht sicher war, worauf es hinauslief. Aber ohne große Hoffnungen. Ich gehörte nie zu den geheimnisvollen, beeindruckenden Frauen, die sich von Männern wie eine Mär-

chenprinzessin umgarnen lassen. Ich war immer leichte Beute, reagierte auf jedes nette Wort, lechzte nach Anerkennung und Beachtung, und hatte mit der Zeit wenigstens herausgefunden, dass ich mich geliebt fühlte, wenn jemand mit mir ins Bett stieg.

Mit dem Regisseur plante ich aber keine Bettgeschichte. Und deshalb musste ich ihm gar nicht böse sein. Im Grunde brauchte ich ihn nur nicht wiederzusehen, schon lief alles wie am Schnürchen. Am Samtschnürchen. Ich lachte über meinen eigenen Wortwitz. Ein paar Nachrichten hin und her schadeten uns schon nicht.

Ich wüsste nur gern, wo du sie herhabst.

Besser, du weißt es nicht. Sonst ist das hier gleich zu Ende.

Oha. Das klang gar nicht gut. Vorsicht, Mari Amerkamp.

Ich will es wissen. Sonst ist das hier tatsächlich gleich zu Ende.

Dein Handy ist nicht gesperrt.

Du hast in meinem eigenen Telefon nach meiner Nummer gesucht, Aren Hendricks? Ich schrieb es nicht, stattdessen klappte mir die Kinnlade herunter. Okay, jetzt war ich sauer. Der spionierte unverschämt auf meinem Handy herum, während ich voll wie eine Haubitze in die Kissen sabberte?

Das Ameisenkribbeln verwandelte sich in eine Bombe mit Zeitzündler. In wenigen Augenblicken würde ich platzen und ihm bei der nächstbesten Gelegenheit eine scheuern.

Das Gefühl war das gleiche, als hätte er mich öffentlich ausgelacht: *Mari Amerkamp, du bist so saublöd, du kriegst nicht mal mit, wenn jemand deine Adressdaten, Social-Media-Aktivitäten, Fotos, Nachrichten, Einkäufe, deine heimlichen Träume, praktisch alles auskundschaftet und sich innerlich über dich zerreißt.* Nicht auszudenken, wenn er diese kleine Anekdote beim Frühstück zum Besten gegeben hatte.

Es tut mir leid. Redest du noch mit mir?

Auf keinen Fall, Aren Hendricks.

Hätten die Blumen sich nicht so perfekt in meine Wohnung eingefügt, wären sie auf der Stelle im Müll gelandet. Wieder schaute ich mir sein Bild an. Dieser Judas sah so sanft und friedfertig darauf aus. Dem Verräter traute man besser keine drei Meter über den Weg. Hätte ich ja wissen können.

Mein Wochenende war endgültig gelaufen. Tief gekränkt saß ich auf dem Sofa und heulte und bedauerte, dass ich nicht für das Glück geschaffen war. Wie war ich bei meiner Talentfreiheit für Beziehungen nur auf die Idee gekommen, dass sich ausgerechnet ein Mann wie Aren Hendricks um mich bemühte?

Und wie ich da so flennte und flennte in tragischem Welt-schmerz, klingelte es an der Tür. Vor lauter Schreck beendete ich augenblicklich meinen selbstmitleidigen Heulkampf.

Ich verwarf die lächerliche Hoffnung, ihm noch heute Abend eine zu schallern. Er würde ja nicht wegen ein paar Nachrichten hergeflogen sein. Und außerdem war mir egal, dass er über mich lachte. Sollte er doch, wenn es ihm gefiel. Seine Welt war nicht die meine, und auf das Theater verzichtete ich gern, falls sein Name in einer Vorankündigung auftauchte. Seine Nummer würde ich noch heute Abend löschen und die verkackten Blumen wegschmeißen. Aber jetzt sah ich erstmal verheult aus, putzte mir die Nase und wartete mehr verletzt als beleidigt im Treppenhaus auf meinen Besucher. Ich hielt die Luft an und hätte mir am liebsten selbst eine gescheuert, nur um zu sehen, ob ich wach war.

Aren lachte nicht. Er sah mich schweigend an und schob die Lippen aufeinander. Nach endlosen Sekunden, in denen meine nackten Füße die Temperatur von Gefriergut annahmen, sagte er: „Es tut mir leid, Mari.“

Meine Zehen prickelten, ich trat von einem Bein aufs andere.

„Soll ich wieder gehen?“, fragte er mit einer leisen und gleichzeitig so deutlichen Stimme, dass ich sicher war, meine Nachbarn hörten ihn durch die geschlossene Tür. Zum ersten Mal fiel mir der Akzent in seinen Worten auf. Kaum hörbar, aber da.

Ich zuckte die Achseln. „Jetzt ist es auch egal.“

Den Blick senkend, trottete ich in meine Wohnung. Die Tür ließ ich hinter mir offenstehen. Aren folgte mir hinein und schloss sie lautlos. Überhaupt bewegte er sich ohne ein Geräusch.

„Du hast geweint“, stellte er fest. „Meinetwegen?“

Ich hob erneut die Schultern und hatte keine Lust, etwas zu erklären. Mich wieder in meinem Kissenberg verschanzend, sah ich ihm zu, wie er unschlüssig in der Wohnzimmertür stehenblieb.

„Sie passen gut zu deinem Einrichtungsstil“, sagte er mit einem Blick auf die Blumen.

„Hm.“

„Ich habe sie in einer verwilderten Gartenanlage gefunden und musste an dich denken.“

„Du musst bei einer verwilderten Gartenanlage an mich denken? Schönen Dank auch.“

Ein winziges Lächeln stahl sich in Arens Augen. „Warum nicht?“

„Weil ich nicht...“ Ich stockte und vergaß, was mir bis eben auf der Zunge lag. Der Gedanke an meinen peinlichen Auftritt kam wieder hoch. Klar, was sollte er sonst denken?

„... weil du gar nicht wild bist?“, fragte er von der Tür her.

„Pfff.“ Ich schüttelte den Kopf.

Er schwieg wieder und musterte mich mit aufmerksamen Augen. „Hast du eine Ahnung, warum ich es getan habe? Dich nach Hause gebracht. Dir Blumen vor die Tür gelegt. Deine Nummer gesucht. Dich angerufen.“

„Hast du alles Wichtige über mich herausgefunden?“

„Nur deine Nummer.“ Seine Brauen zogen sich zusammen. „Denkst du wirklich, ich habe mir in aller Ruhe den kompletten Inhalt deines Handys vorgenommen? Das habe ich nicht, Mari. Wozu? Das einzig Wichtige erfährt man von Menschen, nicht von Maschinen.“

„Dann hättest du mich ja nach meiner Nummer fragen können. Oder meine Freundin. Die hätte sich als Informant bestimmt gern angeboten.“

„Du hättest sie gestern ganz sicher nicht zusammengekriegt, und deine Freundin wollte ich nicht fragen. Ich mag es nicht, wenn man mich in den Fokus zerrt.“

„Wozu brauchst du meine Nummer?“

„Für das Wichtige.“

Allmählich hatte ich genug davon. Wieso stellte der sich so an? Ich verstand nicht, warum er, anstatt seine Gelüste endlich zur Sprache zu bringen, sie in so umständlich geheucheltes Interesse verpackte. Ohne dieses treudoofe Herumstehen hätte ich ihn längst des Anstandes wegen rausgeworfen. Der Blumenpflücker wohnte eh hunderte Kilometer weg, war dauernd in der Weltgeschichte unterwegs und auf dem ganzen Erdball zu Hause. Ich lebte allein in meiner Zweizimmerwohnung mit Balkon in einem Mietshaus und ging einer ebenso regelmäßigen wie langweiligen Arbeit nach. In diesem Moment fühlte ich mich schon wie die Vollendung einer staubtrockenen verkniffenen Lehrerin, faltig und vergrätzt vom Leben, eine übriggebliebene alte Jungfer.

Ich war natürlich keine Jungfer, sondern hatte einige erfolglose und furchtbar schmerzhaft Beziehungen hinter mich gebracht. Die meisten davon schnell an ihrem Verfallsdatum und an dem Punkt endend, wo Männer sich Alternativen zu dem Schrapel suchen, den sie aus Versehen mal mit nach Hause genommen haben. Der Schrapel war ich. Und Aren Hendricks einer von denen, die aus Versehen über eine Frau stolpern, derer sie sich über kurz oder lang wieder zu entledigen suchen. Vor Jahren hatte ich beschlossen, nie mehr einem Kerl auf den Leim zu gehen, der mich aus Jux oder purer Unachtsamkeit verletzte. Zugegebenermaßen wurde ich dadurch zunehmend eigenbrötlerisch und anspruchsvoll. Manchmal hasste ich das selbst, konnte aber nicht aus meiner Haut.

„Was findest du denn wichtig zu wissen?“, fragte ich, und er verstand es als Aufforderung, sich im Schneidersitz vor dem Sofa niederzulassen, auf dem ich die Arme verschränkte. Wieder sah er mich lange an, und ich stellte fest, dass in seinen Augen kein Funken Spott aufblitzte. Mir fehlte die Geduld für sein Zeitverständnis. „Also was?“, fragte ich deshalb griesgrämig.

Aren betrachtete mein Gesicht wie ein Gemälde. Es war mir unangenehm, dass er mich so lange anstarrte, aber er dachte gar nicht daran, sich von mir hetzen zu lassen. Ich war ungeschminkt, mit Schlaffi-Bäckchen, geschwollenen Augen und den Restspuren meiner Druckbetankung am Vorabend und der Heulerei vor einer Viertelstunde im Gesicht. Unsere erste nüchterne Begegnung war im Sinne des Wortes extrem ernüchternd.

„Wer bist du, Mari?“, fragte er endlich, nachdem ich mich schon damit abgefunden hatte, keine Reaktion von ihm zu bekommen.

„Hä?“, platzte es mühsam beherrscht aus mir heraus. „Was willst du denn jetzt wissen?“

Er zuckte die Schultern. „Ich weiß nicht. Ich habe nur so ein Gefühl.“

„Ein Gefühl. Was für ein Gefühl?“

„Dass es wichtig sein könnte, es herauszufinden.“

„Ich denke nicht, dass es für dich wichtig ist.“

Er stand auf. „Dann für dich. Vielleicht stelle ich dir die Frage später nochmal.“ Sein bedauernder Blick streifte mich, als er aufstand. „Hab dich wohl zum falschen Zeitpunkt erwischt.“

„Du hast in meinem Handy geschnüffelt!“, beehrte ich auf und sprang von der Couch.

„Es tut mir leid. War ein blöder Fehler. Manchmal passieren solche Dinge, weil wir etwas anderes so sehr wollen.“

Ohne ein weiteres Wort verließ er mich. Die Tür klickte ins Schloss, und ich hätte ihm gern nachgeschrien, dass er gefälligst bleiben sollte, aber ich spürte für einen Moment nicht einmal den Boden unter den Füßen.

Das also war Aren Hendricks. Und ich hatte wegen einer unbedeutenden Telefonnummer meine zweite Chance verpasst. Ich ärgerte mich so heftig über mich selbst, dass ich wieder zu heulen anfang.

Kapitel 2

In den nächsten zwei Wochen verfolgte ich Arens Online-Aktivitäten in jeder freien Minute. Seine gelegentlichen Statusmeldungen versicherten mir, dass er meine Nummer nicht gelöscht hatte. Die Updates drehten sich ohne Ausnahme um seine aktuelle Inszenierung, um Proben und Theaterräume. Auf den meisten Bildern war er nicht einmal zu sehen. Mir das Stück anzuschauen, kam nicht in Frage, weil ich geschworen hatte, pucciniabstinent zu leben.

Da ich mich pausenlos mit dem vergangenen Wochenende beschäftigte, verlor ich allmählich die Konzentration auf meine Unterrichtsstunden. Die Ursache für den Margarita-Exzess fand ich nicht heraus. Aber mich plagten die ungewissen Beweggründe des gartenplündernden Samtschleifenfetischisten.

Meine Schüler entlarvten die Fahrigkeit, mit der ich ihnen den jeweiligen Lehrstoff vermittelte, in ungeahnter Geschwindigkeit. Ich war keine Dilettantin, aber Schludrigkeiten in Fächern wie Ethik und Kunst kann sich niemand leisten, der in einer allgemeinbildenden Schule arbeitet. Lernende zwischen elf und achtzehn verzeihen keine Nachlässigkeiten, vor allem dann nicht, wenn es sich um Unterricht handelt, den sie als nutzlos oder langweilig abhaken. Ich bemerkte es an der zunehmenden Disziplinlosigkeit. Eine kämmte sich die Haare und sah dabei aus wie die Lorelei auf ihrem Felsen, fünf andere setzten sich im Kreis zusammen und werteten die neuesten

Handynachrichten aus, einige verließen den Raum, ein paar frühstückten direkt vor dem Lehrertisch.

Ich bin Desinteresse und mangelnde Impulskontrolle gewohnt, aber diese Form der Respektlosigkeit und Ignoranz, der ich außer schlechten Noten kein Mittel entgegenzusetzen hatte, raubte mir die Nerven. Ich kam mir vor wie in einer Hauptschule in einem sozialen Brennpunkt, machtlos der Willkür meiner Schüler ausgesetzt. In den Pausen heulte ich im Vorbereitungsraum oder auf der Toilette. Nie zuvor hatte ich erlebt, dass mir passende Strategien für so eindeutig entgleitende Unterrichtsmomente fehlten. Was mir am meisten Kopfzerbrechen bereitete, waren die Plötzlichkeit und die Dauer ihres Auftretens, denn ich hielt mich bis dato für flexibel und lösungsorientiert.

Die Banalitäten wie das Erstellen einer Präsentation, die Verwendung des Internets, das Aufräumen der Klassenzimmer, die Verantwortlichkeiten für Arbeitszeitnachweise und sonstige auszufüllende Listen, die in Dienstberatungen zu Großereignissen aufgebauscht wurden, demotivierten mich zunehmend. Zum ersten Mal fiel mir auf, wie viele meiner Kollegen das selbständige Denken durch Unterwürfigkeit ersetzen und sich für Anordnungen und Regeln kasteiten, die keiner jemals kontrollierte. Abgesehen von den unzuverlässigen Zeitgenossen, denen man die Klassenbücher für die nötigen Eintragungen hinterherschleppte, und jenen, die ohnehin unzufrieden waren.

Die kleinste Anforderung bedeutete Stress, jedes Gespräch setzte mich unter Druck. Ich mied den Kontakt mit meinen Kollegen und suchte täglich nach sicheren Verstecken vor der Schulleitung. Inständig hoffte ich, es käme nicht zur Sprache, dass ich mich um Telefonate mit Eltern drückte und nicht mit

dem Korrigieren der Klassenarbeiten hinterherkam. In der Nacht erwachte ich von Albträumen und Panikattacken.

Nach zwei Wochen entfloh ich dem Arbeitsleben durch Krankschreibung wegen anhaltender Kopfschmerzen und verkroch mich in meiner Wohnung, wo immer noch der Blumenstrauß des Samtschleifenregisseurs vor sich hingammelte. Der ungewohnten Lotterwirtschaft in allen Zimmern wurde ich kaum Herr. Meine Spülmaschine blieb tagelang unausgeräumt, die Wäsche wuchs zu einem Berg heran, ich kaufte nicht einmal das Nötigste ein, obwohl im gähnend leeren Kühlschrank mein Echo widerhallte. Ich schlief bis zum Mittag, und alle produktiven Tätigkeiten fing ich gar nicht erst an, zeichnete keinen Strich, las nichts und schaffte kaum die banalsten Alltagsverrichtungen. Ich vergaß das Essen, verließ meine Wohnung nicht und ging nicht ans Telefon. Auf jedes Geräusch reagierte ich wie ein verschreckter Vogel, und der blöde Regisseur tobte sich in meinem Kopf aus. Unerhörte, schamlose Gedanken, abgelöst von Schuldgefühlen und Reue.

Mit Beginn der Vorweihnachtszeit versank ich endgültig in meinem Elend. Ich stellte weder einen Adventskranz noch einen einzigen Kerzenstummel auf, hörte keine Weihnachtsmusik und verweigerte mich dem obligatorischen Besuch der Glühweinbude auf dem Weihnachtsmarkt, dem Plätzchenbacken und der Schulweihnachtsfeier. Jeden Tag schaute ich länger in mein Handy und stalkte Aren Hendricks auf verschiedenen Plattformen, aber es ließ sich außerhalb seiner Arbeit nichts über ihn herausfinden. Am liebsten hätte ich ihm geschrieben, dass er sich seine Scheißschleifen sonst wohin stecken konnte. Ich sehnte nur das Ende der von ihm beschworenen Veränderungen herbei und dass ich mein Leben zurückbekam.

Nach weiteren vierzehn Tagen begriff ich die Sinnlosigkeit, mit der ich darauf wartete, dass sich meine Leselust, die Inspiration zum Zeichnen oder wenigstens ein Hauch von Konzentration auf etwas anderes als ihn von selbst einstellten. Ich verlängerte meinen Krankenstand und entschied, mich Aren Hendricks gerufenen Geistern zu stellen und sie wieder loszuwerden. Seine Adresse herauszufinden, war ein Kinderspiel; um genau zu sein, hatte ich die auf meiner ersten Stalkingtour im Internet mit dazugehörigem Routenplaner gefunden. Mich wunderte die leichtfertige Preisgabe dieser Information. Die Straße und das Haus, in dem er wohnte, hatte ich mir in der Streetview angesehen. Klopfenden Herzens buchte ich ein Hotelzimmer in Hamburg für drei Nächte und raffte mich auf, einige der herumliegenden Kleidungsstücke zu waschen und einzupacken. Niemandem gab ich Bescheid, nicht einmal meiner besten Freundin.

Das Einchecken im Hotel nach der entnervenden Zugfahrt, die Fragen und Erklärungen, das grelle Licht, die Menschen im Foyer, alles destabilisierte mich, ohne dass ich die Gründe dafür erkannte. Wie immer, wenn ich ein fremdes Zimmer betrat, schaute ich zuerst aus dem Fenster, um die Aussicht zu begutachten. Gelinde gesagt, war sie reizlos, doch mit den zunehmenden Lichtern des trüben Tages einigermaßen erträglich. Ich fotografierte den Blick über die Dächer mit dem Fokus auf die Beleuchtung eines Theaters und postete das Bild, ohne darüber nachzudenken. Mein Handy klingelte eine halbe Stunde später.

„Kind, wo bist du?“ Hätte ich nur eine Sekunde vorausgedacht, wäre mir die Erwartbarkeit dieses Anrufes aufgefallen.

„In Hamburg. Nur übers Wochenende.“

„Du hast gar nichts gesagt. Ist alles in Ordnung mit dir? Seit Wochen meldest du dich nicht, und dann fährst du einfach weg, ohne Bescheid zu sagen.“ Typisch meine Mutter.

„Ich bin schon groß.“

„Warum denn Hamburg? Da gibt es diese Viertel, Mädchen, voller Krimineller. Und wie ich dich kenne, rennst du abends wieder draußen rum. Wenn du wenigstens mit jemandem dort wärst, der auf dich achtet.“

„Ich kann auf mich allein aufpassen. Heute bin ich nur müde und bleibe in meinem Hotel. Es ist sehr gemütlich und ordentlich und liegt nicht in der Nähe der Reeperbahn.“

Meine Mutter beruhigte das keinesfalls, denn sie hinterließ mir einen Schwall weiterer Ratschläge, von denen ich jeden auswendig kannte. Ihre Litanei abwartend, verriet ich ihr nicht, dass mein einziges Vorhaben in dieser Stadt darin bestand, wie zufällig an Aren Hendricks Wohnhaus vorbeizulaufen und dann wieder nach Hause zu fahren.

Am gleichen Abend postete er irgendetwas von einer Generalprobe. Mir lief ein Schauer den Rücken hinunter. Genau dieses Scheißtheater präsentierte mir doch mein Fens-
terausschnitt. Was, wenn ich ihm ungeplant über den Weg rannte? Telepathiegleich vibrierte mein Handy: *Wagen wir noch ein Zusammentreffen? Wir könnten essen gehen.*

Wer hatte das verdammte Drehbuch für das absurde Theater der letzten vier Wochen meines Lebens verzapft? Ich reagierte sogar auf Blumensträuße wie eine hysterische Giftnudel, und Arens Quote für in seinem Alter alberne Fehlentscheidungen lag mir gegenüber bei hundert Prozent.

Die kurz überlegte Lüge, dass ich ja viele Kilometer entfernt wohnte, zerlegte sich selbst, da ich zur Kenntnis nahm, dass er ebenfalls mein Foto gesehen hatte. Und im Grunde wollte ich

ihm ja über den Weg laufen, ihn anschreien und ihm wahlweise die braune oder rote Samtschleife knapp unterhalb des Kehlkopfes mit einem sehr festen Knoten zusammenbinden. Zur Sicherheit besser beide. Und dann würde ich ihn in die Elbe schmeißen oder ins Hafenbecken.

Etwas Geistreiches brachte ich nicht zustande, also schrieb ich ihm ein einfallloses $\delta\alpha$ und wartete auf seine Antwort.

Triff mich in einer Stunde an den Landungsbrücken. Brücke 5. Nimm dir ein Taxi.

Ein Taxi. Mit einer volltrunkenen Frau durch eine Hotellobby zu ziehen, um sie ins Bett zu bugsieren, stand sicher nicht auf seiner Wunschliste. Ich schwor mir, unter keinen Umständen auch nur einen Tropfen Alkohol anzurühren, obwohl ich mich schon bei dem Gedanken an Aren Hendricks liebend gern betrunken hätte. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass er etwas im Schilde führte, was mir gründlich missfiel, und diese Aussicht kehrte meine kurzfristige Freude gleich wieder in ihr Gegenteil. Jeder Gedanke an ihn begleitete mich stets mit dieser eigenartigen Mischung aus Nervosität und Abwehr. Worüber wollten wir überhaupt sprechen? Unser erstes Treffen? Dafür hätte man schon eine große Portion an schrägem Humor gebraucht, um das lustig zu finden. Ich beschloss, ihm nur die Schleifen auf den Tisch zu knallen und ihm gehörig die Meinung zu sagen.

Genau betrachtet, fehlte mir zu allem die Lust. Ich wollte mich nur im Bett verkriechen, das Herzstolpern ignorieren, in mein Handy starren und kein einziges Geräusch hören. Der Gedanke an die belebte Straße vor dem Hotel quälte mich mehr, als ich es je für möglich gehalten hatte. Doch die Blöße einer umgehenden Absage nach meinem übereilten Ja gab ich mir nicht, um nicht launisch und flatterhaft zu erscheinen.

Ein Blick in den Spiegel zeigte mir dringenden Restaurierungsbedarf. Im Zwiespalt mit mir selbst duschte ich und verhüllte mich unter sorgfältigster Makeup-Malerei. Für Dates gab meine eilig zusammengeworfene Garderobe nichts her, ich gab mich zwangsläufig mit dem karierten Wollrock und dem schwarzen Pullover mit dem Wasserfallkragen zufrieden, die ich schon auf der Fahrt getragen hatte.

Der Dezemberwind fuhr in meine Jacke, ich fror nach kaum hundert Metern erbärmlich, aber mir ein Taxi zu rufen, stellte eine unüberwindbare Hürde für mich dar. Überfordert vom Gewirr an den Landungsbrücken, den Lichtern in der Dunkelheit, dem Lärm des Straßenverkehrs, den Menschen und meiner Orientierungslosigkeit hätte ich mich am liebsten auf den Gehweg gesetzt und geflennt.

Aren lehnte am Eingang der Brücke und wirkte ein wenig wie ein vergessener Koffer auf einem Bahnsteig, den Kragen seines Mantels aufgeschlagen, die Hände in den Taschen vergraben. Doch er lächelte bei meiner Ankunft.

Ich blieb einige Meter vor ihm stehen, wir sahen uns an, und ich bekam eine leise Ahnung davon, was er mit seinen Zeitreisen meinte, denn in diesem Moment schmolz die Zeit auf einen Punkt zusammen. Es gab weder gestern noch das zurückliegende Wochenende, nicht morgen oder nachher. Nur das Hier und Jetzt. Für wie lange die Uhr stillstand, weiß ich nicht mehr, nur dass wir einander anschauten, bis ich sein Lächeln erwiderte.

Aren löste sich von der Mauer und kam mit gemächlichen Schritten auf mich zu, den Blick nicht eine Sekunde von mir lassend. In seinen warmen Augen spiegelte sich die Freude wie kleine Leuchtfeuer. Er nahm meine Hände, als wäre nichts dabei. „Habe ich es dieses Mal geschickter angestellt?“

„Bisher.“

Hatte ich mir eben erst ausgemalt, ihn anzuschreien und anschließend zu meucheln, fehlten mir jetzt die Worte. Mit Herzerassen erinnerte ich mich an meine beiden peinlichen Auftritte und die Blumenstraußinterpretation. Am liebsten hätte ich unser Zusammentreffen jetzt noch abgesagt.

„Du siehst sehr hübsch aus“, sagte er, wohl um die Stille zu überbrücken.

„Ich friere.“ Und schon wieder war ich der Hass selbst. Wieso fand kein einziges freundliches Wort den Weg über meine Lippen? Diese Verdrießlichkeit stand mir nicht. Seit der ersten Begegnung mit Aren Hendricks holte sie mich in immer kürzeren Abständen ein. Ich fand keine Erklärung dafür, was er in mir triggerte, nur diesen unergründlichen Widerstand gegen ihn in mir.

„Ich habe einen Tisch bestellt. Im Port.“ Er zeigte auf ein Haus gegenüber der Brücke, zu dem hinauf eine Treppe führte.

Ich nickte ohne Erwiderung. Mein einziger Wunsch war die schnellstmögliche Rückkehr ins Hotel, um ausgiebig zu heulen.

„Alles okay, Mari?“, hörte ich Aren fragen und wandte meine Augen von dem riesigen Hotel auf der Anhöhe ab.

„Ja... ja. Ich bin in Ordnung.“

Aren legte mir den Arm um die Schulter und dirigierte mich über die Straße und die Treppe hinauf. Seine plötzliche Nähe und seine Körperwärme riefen so gegensätzliche Empfindungen in mir hervor, dass ich gern gleichzeitig die Flucht angetreten und mich in seine Arme geworfen hätte. Grund genug, sofort wieder kehrtzumachen. Am obersten Treppenabsatz angelangt, wagte ich wie Lots Frau in Erwartung der Kompletterstarrung zur Salzsäule einen Blick zurück. Die Lichter, die von den Landungsbrücken herüberschienen,

verschwammen vor meinen Augen. Ich reagierte erst, als Aren mich zu sich herumdrehte.

„Mari?“ Dem Klang seiner Stimme nach zu urteilen, hatte er mich schon mehrmals gerufen. „Ist wirklich alles okay mit dir?“

„Ja, es ist... alles gut.“ Kaum, dass ich es aussprach, liefen mir die Tränen aus den Augen. *Nichts ist in Ordnung, Aren Hendricks. Ich nicht und dieser Abend nicht, die letzten vier Wochen nicht...*

Ich starrte tränenverschleiert auf die Lichter unter mir, auf den Hafen, hörte von ferne die Musik, die herüberwehte, und versuchte, bei Atem zu bleiben.

Aren runzelte die Stirn und zog mich besorgt in seine Arme, was meine letzten Schleusen öffnete. Ich heulte mitten auf der Straße Rotz und Wasser, er sprach kein Wort, hielt mich nur fest und wärmte mich durch unsere Jacken hindurch.

Die Tränen versiegten, und mein Fluchtreflex gewann die Oberhand. Die Zurschaustellung einer solchen Schwäche war mir um ein Vielfaches peinlicher als der Margarita-Rausch.

Aren hingegen wirkte kein bisschen überrascht. Er nahm meinen Gefühlsausbruch hin wie eine Alltäglichkeit. Ich schätzte, dass er bei seiner Arbeit ständig Schauspieler oder Sänger zu sehen bekam, die unter dem Druck seiner Detailkramerei zusammenbrachen, aber diese Annahme tröstete mich nicht.

„Ich denke, an dieser Stelle ändern wir den Plan“, sagte er, bevor ich etwas zur Entschuldigung vorbrachte. Er wartete mein Einverständnis nicht ab und lief mit mir an der Hand zu einem Parkplatz am Ende der Brücken. Kavaliersmäßig hielt er mir die Beifahrertür auf und zwang mich damit ohne ein Wort zum Einsteigen.

Das Weinen hatte mich ungeahnt erschöpft, und ich hatte das dritte Date vergeigt. Wenn ich abgesagt hätte, wäre jetzt wenigstens nicht mein Make-up ruiniert.

Aren fragte nicht nach dem Namen des Hotels, in dem ich wohnte. Er lenkte das Auto durch Straßen, die immer enger wurden, und hielt vor einem roten Haus mit Fassadenstuck und überdachten Balkonen. Ich kannte es von meiner Streetview.

Er öffnete mir wiederum die Autotür zum Aussteigen. Ich vermied jeden Blickkontakt aus Furcht vor dem, was ich in seinen Augen vermutete: Mitleid, Vorwurf, Spott, Geilheit...

Arens Wohnung lag im vierten Stock des ausladenden Altbaus. Die Treppenstufen waren ungewöhnlich hoch und ein bisschen ausgetreten, ich atmete tief und bemüht langsam, damit ihm nicht auffiel, mit welcher Anstrengung ich diese vier Etagen bewältigte.

Vor der Wohnungstür zögerte ich, aber er nötigte mich hinein, und ich blieb völlig überwältigt im Flur stehen. Arens Einrichtungsstil ließ sich am ehesten mit opulent beschreiben, und wie bei seiner Garderobe besaß er ein unbestechliches Auge für Stil. Der Eingangsbereich war in einem schokoladenbraunen Farbton gestrichen, die in Rauten verlegten schwarzweißen Bodenfliesen sahen teuer aus. An der Decke hing ein Kronleuchter und zwischen zwei Türen stand ein winziges Tischchen aus verspiegeltem Glas, darauf schwarze Kerzenständer mit weißen Kerzen, die in ihrem Leben nie Feuer gesehen hatten. Gegenüber entdeckte ich ein Schränkchen mit Türen aus Mosaikspiegeln. Ich kam mir vor wie in einer Kunstsammlung und wagte keine Bewegung, geschweige denn, etwas zu berühren.

Aren beobachtete mich, und in seinem Blick blitzte Freude auf. „Gefällt es dir?“

„Oh ja.“ Dieses Mal kam mir das Lächeln ohne Mühe auf die Lippen.

Er erwiderte es und half mir aus der Jacke. Etwas Weiches strich an meinen Beinen entlang, ich entdeckte einen riesigen Kater. Ehrlich, ein so großes Tier hatte ich nie zuvor gesehen. Gegen ihn war Old Cat ein Katzenbaby. Er schaute mich mit stechend gelben Augen an.

„Oh...“ Aren sah auf den Kater hinunter, bevor er meine Jacke neben seinen Mantel hängte. „Das ist Mr. Crawley.“

„Mr. Crawley?“

Der Kater sah mit seinem langen graugetigerten Fell aus wie eine Werbung für Volumenshampoo, eine Mischung aus Vollbart und Staubwedel.

Aren grinste. „Im Wohnzimmer liegt die andere.“

„Es gibt noch eine zweite?“

Ich hatte den Regisseur für einen Menschen gehalten, dem Tiere bei seiner umtriebigen Arbeit eher im Weg waren. Es überraschte mich, dass er gleich zwei Exemplare davon besaß.

Im Wohnzimmer vergaß ich indes die Besichtigung des zweiten Haustiers. Mir klappte beim Anblick des schwarzen Flügels der Mund auf. Unübersehbar das Herzstück der gesamten Wohnung.

„Wie hast du den hier reingekriegt?“, brachte ich heraus, und Aren lachte.

„Hochkant. Man kann die Beine abschrauben.“

„Dafür braucht man ja einen Statiker. Was wiegt der?“

„Knapp fünfhundert Kilo.“

„Unglaublich“ flüsterte ich. „Ein Konzertflügel. Kein Stützflügel, sondern ein richtiger.“

„Ein Halbkonzertflügel. Mit weniger hätte ich mich nicht zufriedengegeben.“

„Und dabei scheust du sogar vor alten Kneipenklavieren nicht zurück.“ Jetzt hatte ich doch absichtslos auf unsere erste Begegnung angespielt.

Aren verzog wieder amüsiert die Lippen. „An dem Abend hatte ich gar nicht vor zu spielen. Aber dann konnte ich doch nicht widerstehen.“

„Wer war die Frau, die mit dir gesungen hat?“

Aren gab einen Seufzer von sich und zog die Vorhänge vor den Fenstern zu. „Ehrlich gesagt, weiß ich es nicht. Ich stolperte zufällig in eine Open- Mic-Night, sie wollte sich produzieren, und ich begleitete sie aus Spaß.“

Er klang verlegen, „So richtig Spaß hatte ich nicht.“

„Ich fand sie grauenhaft.“

Er erwiderte nichts und langte unter den Flügel. Hinter den Pedalen kam eine übergewichtige pechschwarze Katze zum Vorschein, die aussah wie ein fusseliges Kissen. Ohne Aren hätte ich sie nicht einmal bemerkt, sondern sie einem Teil des Instruments zugeordnet.

„Das ist Mrs. Peachum. Sie ist fast taub und vollkommen blind. Seit Jahr und Tag liegt sie hier unter dem Flügel. Falls sie mal stirbt, merke ich das höchstens daran, dass sie nicht zum Fressen erscheint. Es sind die einzigen Orte, die sie von allein findet.“

Er wies auf ein barockes Samtsofa und bot mir einen Platz an. Der museumsähnliche Gegenstand war sicher ein Vermögen wert mit den ebenholzfarbigen geschwungenen Füßen, auf denen filigrane Goldapplikationen prangten. Was sie darstellten, konnte ich nicht genau entschlüsseln. Federn? Blätter? Ich überlegte, ob der verschlissene Samt Absicht oder nur Zeichen des Alters war, und erinnerte mich dabei an die Schleifen. Das farblich passende Accessoire an seinem

pinkfarben schimmernden Hemd und der dunklen Hose suchte ich vergeblich. Ingeheim fragte ich mich, ob es diesen Mann jemals in Jeans und T-Shirt zu sehen gab, woran er dann die obligatorische Schleife befestigte und wo er sie heute versteckt hielt.

„Wir könnten etwas zu essen bestellen, wenn du Hunger hast“, hörte ich ihn sagen. Meine Gedanken hatten schon wieder ihre Wanderschaft angetreten.

Mr. Crawley sah von unten zu Aren herauf und maunzte in einem kläglichen Ton, der sein bevorstehendes Verhungern ankündigte. Ich war einen Moment lang verwirrt, ob er mit der Essensbestellung die Katzen oder mich meinte, bis mir sein fragender Blick mit nach oben gezogenen Brauen auffiel.

„Äh... ja“, sagte ich schnell, und mir fiel ein, wie gering meine Essensportionen in den letzten Tagen ausgefallen waren.

Aren setzte Mrs. Peachum nach unten, sie folgte dem Miauen ihres Gefährten bis in die Küche, wo ich am Geräusch des Dosenöffnens hörte, dass der zu erwartende Hungertod kurzfristig abgewendet worden war. Old Cat benahm sich ähnlich, wenn er Hunger hatte, nur dass er einen Lärm veranstaltete, der an einen jammernden Schmerzpatienten erinnerte.

„Worauf hast du Lust?“, rief Aren aus der Küche. Selbst diese winzige Entscheidung überforderte mich. „Irgendwas, was man gefahrlos essen kann.“

Es gibt auf der ganzen Welt kein einziges geeignetes Rendezvousessen. Spaghetti kleckern, Salat hängt einem zwischen den Zähnen, bei Fisch ist man nie sicher vor Gräten, an griechischem Essen verbrenne ich mir jedes Mal die Speiseröhre.

Aren erschien in der Tür, sein Gesicht erhellte sich mit einem plötzlichen Geistesblitz. „Du bist nicht ausgerechnet Vegetarierin, oder?“, fragte er und grinste verschlagen.

„Nein, wieso?“

„Magst du amerikanisch essen?“

„Amerikanisch?“

„Burger.“ Er lachte. „Die kann ich.“

„Du willst die selbst machen?“ Die zu erwartende Arbeit und die damit einhergehende Verwüstung der Küche riefen in mir Widerwillen wach, als wäre ich im Nachgang zum Putzdienst beordert worden. Aren erfasste es wie so vieles, was ich normalerweise ohne Probleme verberge. Der Mann hatte grauenvoll treffsichere Instinkte.

„Ich mach das schon. Du setzt dich zu mir und siehst mir zu.“

In seiner Küche mit den weißen Möbeln und dunklen Holzoberflächen setzte ich mich auf einen Barhocker und stützte den Kopf in die Hände. Aren fragte nicht, was mit mir falsch war. Er formte die Pattys, belegte sie mit Käse und schob sie in den Ofen, schnitt Salat, Tomaten und Gurken auf, und lächelte die ganze Zeit zu mir herüber, bis ich mich endlich entspannte. Das leise Rauschen des Herdes und das wohltuende Schweigen des mir fremden Mannes beruhigten meine Nerven. Aren erlaubte mir, wortlos an seinem Küchentresen fläzend seine Kochkünste zu beobachten, wenn man das Zubereiten einzelner Burgerzutaten so nennen kann.

Nachdem er die Brötchen aufgeschnitten und ebenfalls zum Rösten im Ofen verstaubt hatte, setzte er sich zu mir und neigte den Kopf zu einer Seite. Seine Geste hatte etwas Nachsichtiges, Umsorgendes an sich.

„Möchtest du was trinken?“

Er verengte für eine Millisekunde die Augen, es fiel mir nur auf, weil mir die Margaritas einfielen.

„Nur Wasser.“

Aren bediente mich so selbstlos, dass ich gar nicht auf die Idee kam, ihm zu helfen.

Er deckte den Tresen, stellte alle Einzelzutaten auf den Tisch und kräuselte verschlagen die Lippen. „Ein Burger ist nur so gut, wie er kleckert“, belehrte er mich heiter.

Ich sah ihn skeptisch an.

„Ich bin Amerikaner“, erzählte er mir augenzwinkernd, während er seinen Burger zusammenbaute und ich jeden Handgriff akribisch nachahmte. „Burger sind für mich wie Muttermilch.“

Für mich sind Burger vor allem eines: kein Rendezvousessen. Arens Burger kleckerte wie verrückt. Die Soße tropfte auf den Teller und an meinen Fingern herunter. Ich quetschte das Teil so platt wie möglich zusammen, renkte mir aber trotzdem fast den Kiefer aus. Immer wieder sah Aren zu mir herüber. Er hatte die Ärmel seines Hemdes nach oben geschoben, wir beschmierten uns die Hände und die Wangen, verteilten die Zutaten auf dem Teller und pickten sie mit den Fingern wieder auf. Zuerst war mir die Sauerei auf dem Tresen und dem Fußboden peinlich, aber weil es Aren und mir gleichermaßen erging, verschlimmerten wir das Chaos, bis wir vor Lachen nicht weiteressen konnten.

„Herrje“, stieß ich hervor. „Was für ein Gelage.“

Auf so wohlige Art willkommen geheißten, genoss ich das satte, zufriedene Gefühl.

Aren ließ sich wieder neben mir auf dem Sofa im Wohnzimmer nieder, nachdem ich händewaschend das Bad mit der verglasten Whirlpoolwanne in Augenschein genommen hatte.

Dieser Mann musste einen unvorstellbaren Haufen Geld im Monat zusammenschieben.

Ich betrachtete die Bücherwand hinter dem Flügel. Biografien berühmter Komponisten und anderer bedeutender Menschen standen dort im Verbund mit Textbüchern, der Bibel und dem Talmud in englischer Sprache.

„Wo hast du auf meinem Handy eigentlich meine Nummer gefunden?“, fragte ich so beiläufig wie möglich, um herauszufinden, womit er sich außer dieser Suche beschäftigt hatte. „Nicht mal ich weiß das.“

Aren lächelte wieder hintergründig. „Ich habe mich nur selbst angerufen. Du hättest meine Nummer gefunden, wenn du dir die Anrufliste angesehen hättest.“

„Ich telefoniere nicht gern. Ich schreibe lieber.“

„Habe ich bemerkt.“

„Spielst du was?“ Ich nickte zum Flügel hinüber. Erst, als Aren aufstand, registrierte ich, dass er den Arm hinter mich auf die Rückenlehne gelegt hatte. Er spielte bereitwillig einige leise plätschernde Melodien, bevor er sich unterbrach und sich zu mir herumdrehte.

„Das war wirklich sehr schön.“ Ich hatte das Gefühl, er erwartete an dieser Stelle eine Art Applaus. *Sehr schön*. Als wäre Aren ein Zwölfjähriger, der zum Geburtstag seiner Großmutter ein Ständchen gab. Jetzt hätte ich am liebsten mir eine reingehauen.

„Ich bin müde“, entschuldigte ich mich. „Ich hatte so viel Stress in letzter Zeit.“

„Dann ruh dich aus.“

„Ja, es ist Zeit für mich.“ Ich stand auf, er tat es mir gleich. „Vielleicht können wir uns nochmal sehen, bevor ich nach Hause fahre“, bot ich an und hatte das Gefühl, schon wieder

unhöflich zu sein. „Danke für den lustigen Abend“, sagte ich deshalb.

Es verwirrte mich, dass Aren auf keinen Satz reagierte. Stattdessen nahm er meine Hand und fragte scheinheilig: „Was ist mit den Zeitreisen? Wolltest du es nicht wissen?“

„Sowas gibt’s ja gar nicht“, setzte ich an, doch Aren lachte nur.

„Denkst du das?“ Er zog mich zu seinem Schreibtisch, der zwischen dem Samtsofa und dem Flügel unter dem Fenster stand und griff nach einer Mappe, die zugebunden war mit einem... naja, Sie wissen schon. Dieses Mal in Schwarz. Es handelte sich um die vermeintliche Notenmappe aus der Kneipe, die einen neuen Verschluss erhalten hatte. Er öffnete den Knoten, und ich erblickte eine Art Landkarte auf echtem Papyrus. So, wie es aussah, war sie mit Tinte und Tusche aufgemalt worden. Er gab mir das Blatt in die Hand.

„Sieh dir das mal an.“

Ehrfürchtig strich ich mit den Fingerspitzen über die Seite, hielt sie gegen das Licht und betrachtete die Zeichnung mit Staunen. Aren setzte sich wieder an den Flügel, die Hände im Schoß.

„Es sieht aus wie eine Schatzkarte“, mutmaßte ich. „Nur der Fundort ist nicht eingezeichnet.“

„Es ist eine Reiseroute. Eigentlich zwei Reiserouten.“
„Zwei?“

Aren kam zu mir an den Schreibtisch. Sein Finger fuhr ähnlich andächtig über die Linien hin zu einer Stelle, die aussah wie eine Heidelandschaft mit angrenzendem Waldsterben. „Das ist der Ausgangspunkt.“

„Woher weißt du das?“

„Was glaubst du, woher ich es weiß?“

Die Antwort erübrigte sich. „Wofür hast du es gezeichnet?“

Aren nahm mir das Blatt weg und schob es zurück in die Mappe.

„Ich beschäftige mich schon eine Weile damit“, sagte er, ohne aufzusehen. „Es war der Entwurf zu einem Drehbuch oder einem Theaterstück, aber mir fehlt der Text. Ich bin nie weitergekommen, als bis zu dieser Zeichnung und habe sie irgendwann weggelegt.“

„Deine Zeichnung erinnert mich an einen Traum. Ich habe ihn in der Nacht geträumt, nachdem wir uns getroffen haben.“ Ich entwand ihm die Mappe und zeigte auf eine schnurgerade Schlucht.

„Du hast von der Nebelschlucht geträumt?“

Erst als ich nickte, wandte er mir wieder das Gesicht zu. „Erzähl mir davon.“

Aren wartete geduldig auf meinen Anfang, ließ aber keinen Zweifel daran, dass er eine Antwort wünschte.

Ich seufzte. „Also schön.“

Ein paar Sekunden rutschte ich auf dem Sofa herum, bis mir einfiel, dass dies den antiken Samt beschädigen könnte, dann strich ich meinen Rock über den Knien glatt und erzählte: „Es war kein bedrohlicher Traum, obwohl er das vielleicht hätte sein sollen. Ich habe eine Schlucht gesehen, auf beiden Seiten von Klippen begrenzt. In der Schlucht waberte dicker Nebel, und du gingst mitten durch. Aber du warst so riesig, dass du über den Nebel hinwegsehen konntest, bloß nicht, wo du hintrittst. Deine Schritte waren absolut sicher, nur deine Stimmung sank mehr und mehr, weil du die Schlucht nicht verlassen konntest. Du musstest einfach weiter und weiter, ich weiß nicht, ob du jemals an ein Ende gekommen bist, ich bin vorher aufgewacht.“

„Ich muss dich ja unheimlich beeindruckt haben, dass du gleich in der ersten Nacht von mir träumst.“

„Kann sein. Ich kann mich kaum erinnern. War ich sehr schlimm, Aren?“

„Eher amüsant.“

„Warum hast du mich nach Hause gebracht?“

„Deine Freundin hat mich dazu verpflichtet.“

„Du hättest es ablehnen können.“

„Ich wollte, dass du sicher in deine Wohnung kommst.“

Wieder stellte sich dieses eigenartige Gefühl ein, das mich in seiner Nähe beschlich. Aren erschien mir nicht wie ein Dauersingle, der beabsichtigte, mit mir sein selbstauferlegtes Zölibat zu brechen, sondern eher wie dieser vergessene Koffer. Die seltsame Aura, die er immer wieder um sich herum aufbaute, trug gleichermaßen Geheimnis wie Gefahr in sich. Ich hatte den Eindruck, dass er nurmehr ein einsturzgefährdetes Kartenhaus für uns baute, was ich aber nicht bemerken sollte. Es verwirrte mich ebenso, wie ich seinem Charme erlag.

Ich mochte den Klang seiner Stimme mit diesem winzigen amerikanischen Akzent, die Versprecher und das denglische Kauderwelsch, wenn sich sein Sprechtempo erhöhte. Er brachte mich auf eine unwiderstehliche Art zum Lachen und hatte ein Gesicht mit lebendiger Mimik, das ich gern ansah. Aber er hinterließ emotionalen Aufruhr, den ich an mir nicht kannte, und die Erfahrung verstörender Fehltritte in seiner Nähe.

„Aren, kannst du das mit den Schleifen lassen?“ , bat ich ihn aus einem Impuls heraus.

„Was meinst du?“

„Du hast mir angekündigt, dass sich mit diesen Schleifen alles ändert. Seit vier Wochen ist in meinem Leben nichts mehr,

wie es sein soll. Also lass diesen Schleifenquatsch. Der macht mir Angst.“

Aren lächelte mich wieder nachsichtig an. „Ich habe gesagt, dass sich ändert, was sich ändern soll. Vielleicht ist die richtige Zeit dafür gekommen.“ Dann lachte er laut auf und nahm mich bei der Hand. „Ach Mari, du lässt dich doch hoffentlich nicht von einem Schleifenknoten aus der Fassung bringen? Dein Leben kommt wieder ins Gleichgewicht. Nur weil du mich ausgerechnet in einer schwierigen Phase deines Lebens getroffen hast, musst du dich nicht fürchten.“

Ich verzog gequält das Gesicht und brach das Schleifengespräch ab. Seine vereinnahmende Art schreckte mich einerseits, andererseits gab mir endlich jemand das Gefühl, am richtigen Platz zu sein.

Aus Verlegenheit starrte ich wieder auf das tuschebedeckte Blatt, das wie ein Erstentwurf für *Herr der Ringe* aussah und viele Ortsbezeichnungen enthielt.

„Wie bist du auf die Idee mit der Landkarte gekommen?“, fragte ich und spielte mit dem schwarzen Band, ohne zu wissen, wann ich es vom Schreibtisch genommen hatte.

„Gar nicht“, sagte Aren und lehnte sich zurück. „Die Idee hat mich gefunden. Ich dachte an ein Zwei-Personen- Stück, das man mit wenig Aufwand auf einer kleinen Bühne inszenieren kann und das trotzdem nachklingt. Symbolspielerei. Eine menschliche Fabel. Wege, die sich kreuzen und wieder verlieren und am Ende ein Ganzes ergeben. Aber ich finde keinen Zugang dazu.“

Er sah mich an, als überlege er, wie er in jenem Stück meine Figurvorlage verbauen könnte. „Ich hatte den Gedanken, du könntest vielleicht etwas damit anfangen. Deine Freundin hat

gesagt, dass du in deiner Freizeit malst. Vielleicht gibt es dir etwas für deinen eigenen kreativen Prozess.“

Ich tippte wieder auf das Blatt. „Du hast gesagt, es sind zwei Reiserouten, du hast also schon mal nachgedacht darüber.“

„Es liegt doch auf der Hand.“ Seine beiden Zeigefinger führen gleichzeitig die Wege nach, die sich am Ende eines gedachten Kreises trafen. „Zwei Menschen gehen ihren eigenen Weg und treffen an verschiedenen Stationen ihres Lebens aufeinander. Und am Ende finden die Wege zusammen.“

Ich runzelte die Stirn und sah ihn nachdenklich an. „Sagtest du nicht, du hast keinen Zugang dazu? Hört sich aber so an.“

„Stationen eines Weges zu sehen, ist doch keine Kunst. Es steht ja schon alles drin. Die Botschaft zu entschlüsseln und die Figuren dafür zu entwickeln, das ist Kunst. Es muss etwas geben, wofür sich die Arbeit lohnt. Was Menschen anregt, zu denken, zu begreifen.“

Ich versuchte, mir die Stationen der Karte in Form einzelner Bilder vorzustellen, was sich wegen ihrer namentlichen Bezeichnungen leicht gestaltete. Dann phantasierte ich Aren in die Nebelschlucht und bewegte seine Figur in Gedanken durch die Landschaften.

„Stell dir vor, zwei Menschen würden auf die Reise gehen“, überlegte ich laut. „Einer nimmt den Weg hier durch den Wald, der andere an den Klippen vorbei, obwohl es unfair und unlogisch ist. Der Klippenweg ist viel kürzer als der andere.“

„Das heißt ja nichts. Es kommt darauf an, was sich in der Figur entwickelt und wie lange sie an einer Station verweilt.“

„Unterschiedliche Zeitfenster. Zeitreise“, merkte ich an. Die Gedankenspielerlei bereitete mir Freude, aber etwas sagte mir, dass sie Arens Erwartungen nicht erfüllte.

„Du zeichnest gut.“

Er zuckte die Achseln. „Es ist nur eine Skizze.“

Langsam folgte ich mit dem Finger den schwarzen Linien. „Die Wege finden sich am Ende“, wiederholte ich, und Aren nickte.

„Wenn man ein Happy End will. Ich mag Geschichten mit offenem Ende. Etwas, wo immer noch alles möglich ist. Wo dem Zuschauer meine eigene Vision nicht übergestülpt wird, sondern er Raum hat, sich das gewünschte Ende selbst zu denken.“

„Und du denkst, dass du mit Bildern von mir mehr Zugang findest?“

„Es ist kein Auftrag, Mari. Nimm es als deine eigene Reise. Vor vier Wochen hast du auf dem kompletten Nachhauseweg von nichts anderem als meinen Zeitreisen geredet, die du unbedingt mitmachen wolltest.“

„Oh Mann“, stöhnte ich. „Der Abend ist mir so peinlich.“

Aren lächelte wieder, bis sich die beidseitigen Grübchen bildeten. „Ich fand dich sehr unterhaltsam. Keine Sorge. So schlimm, wie du denkst, hast du dich nicht blamiert.“

„Wirklich?“ Zum ersten Mal gelang mir ein Schmunzeln über diesen Abend. Aren erwiderte es, und ermutigt erzählte ich von meinen vergangenen vier Wochen. „Nichts geht mir seitdem von der Hand. Ich mache so viele Fehler wie nie zuvor, ich vergesse die selbstverständlichsten Dinge, mir fehlt jeder Antrieb, ich habe noch nie so viel geweint. Es tut mir leid, dass ich dir den Restaurantbesuch verdorben habe.“

Aren schloss für zwei Sekunden die Augen und fuhr sich mit der Zunge über die Unterlippe. „Ich fand das Burgeressen Spaß.“

„Ich auch.“

Wir vergaßen das Reden. Für einen Moment fühlte es sich an wie am höchsten Punkt einer Achterbahn, kurz bevor sie nach unten rauscht. Arens Augen wanderten so intensiv über mein Gesicht, als suche er die zehn Fehler im Bild.

Ich fragte mich, warum er alles Peinliche an mir vergnüglich fand und überlegte, ob er sich nicht eher über mich lustig machte.

„Was passiert an den einzelnen Stationen?“, lenkte ich das Gespräch von mir weg.

„Denk dir was aus. Alles ist möglich. Erkunde die Wege, führe deine Gedanken spazieren, erfinde sie in Farbe. Du hast jede Wahl.“

„Du schenkst mir die Zeichnung?“

„Ich schicke dir ein Foto davon. Der Papyrus bleibt bei mir.“ Aren klang, als hätte ich ihn um die Kronjuwelen gebeten.

Ich lehnte mich auf dem Sofa zurück, das trotz der vielen farblich exakt abgestimmten Kissen unbequem war – zu schmal zum gemütlichen Lümmeln, zu vornehm, um ständig die Position zu verändern und zu kurz, um darauf zu schlafen. Ich hätte die Knie an den Körper ziehen müssen, um angelehnt zu sitzen, aber das wagte ich nicht. Deswegen setzte ich mich kerzengerade hin wie eine Sekretärin beim Diktat.

„Hattest du nie einen Anfang für deine Geschichte?“, erkundigte ich mich, um seine Erwartungen zu meinem Beitrag abzuschätzen, bevor mir einfiel, dass er sich mit dem Artefakt nicht zu beschäftigen gedachte.

„Die Schleife.“

Ich verstand kein Wort.

„Ich denke, du solltest mit der Schleife beginnen.“ Er lächelte schon wieder geheimnisumwittert. „Mach sie einfach auf, und von da aus erfindet sich die Geschichte selbst. Vielleicht

hast du ja irgendwann eine Story, die du mir auftischst. Oder du benutzt sie einfach für die Deutung deines eigenen Lebens.“

Sein letzter Satz klang für mich schon wieder nach Loslösung, Trennung und Unverbindlichkeit.

„Sollte ich nicht bloß malen?“

„Du bist die Protagonistin. Du siehst und erlebst die Geschichten, du malst sie, du deutest sie, du entwickelst dich mit der Figur, die du in deinen Gedanken durch die Kartenwelt schickst. Und wenn du sie nicht magst oder an einem Punkt keine Lust mehr hast, machst du die Schleife zu, und die Geschichte ist zu Ende. Fertig.“

„Und du?“

„Ich spiele nicht mit.“

„Es sind aber zwei Personen.“

„Dann erfinde dir, wen du willst.“

Ich suchte in seinen Augen nach dem verpassten Witz und spürte, wie sich Unsicherheit in mir breitmachte. Ich verstand seine Absicht dahinter nicht, denn ich war ja keine Geschichtenschreiberin. Aber dann kam mir eine andere Idee: Diese Karte war eine einmalige Chance, Aren mit allem real werden zu lassen, was ich mir erträumte. Und warum denn nicht? Es tat ihm ja nicht weh, wenn ich ihn in der Kartenwelt vor Herausforderungen stellte, ihm Leiden auferlegte und ihn all das sagen ließ, was ich schon immer von einem Mann hören wollte, Liebesgeständnisse inklusive. Ich verriet ihm nicht, dass er soeben alternativlos für die zweite Hauptrolle gecastet worden war ohne die Möglichkeit, abzulehnen.

Arens Blick durchdrang mich mit einer stummen Frage. Verblüffung stand in seinem Gesicht, als hätte er just in diesem Moment unfreiwillig das Land auf der Karte betreten. Die Zeit löste sich in unserer eigenen Ewigkeit auf, und mich beschlich

das Gefühl, nie wieder in meine Ursprungswelt zurückkehren zu können.

In Arens Augen spiegelte sich das Licht, ich verlor mich darin. Seine Hand glitt langsam an meinem Arm hinauf, bis er die Finger an mein Kinn legte und mit dem Daumen über meine Unterlippe strich. Ich schloss die Augen, drehte den Kopf, streichelte mich selbst an seinen Fingern und hoffte, das Spiel würde nie enden.

Erst später erkannte ich, dass Aren mich die ganze Zeit beobachtet hatte. Er legte mir einen Zeigefinger auf die Lippen, schüttelte den Kopf und hob die andere Hand, über der das geknotete schwarze Samtband hing. Hatte ich nicht bis eben damit herumgespielt?

Arens Blick jagte mir eine Welle der Erregung durch den Körper, bei der ich das Gefühl für den Samtstoff unter mir verlor. Erschrocken schaute ich im Zimmer umher, damit ich in die Realität zurückfand, doch Aren zwang meine Aufmerksamkeit mit einer sanften Berührung wieder auf sich.

Seine Augen hatten die Farbe gewechselt, das tiefe Braun schimmerte in einem goldenen Karamellton. Behutsam zog ich das Samtband von seiner Hand, in seinem Blick nach seiner Erlaubnis suchend. Er senkte kurz die Lider und sah mich wieder an. Provokant öffnete ich den Knoten in Erwartung einer Veränderung und hängte es zurück über seine Finger. Er ließ es auf den Boden fallen, griff mir ins Haar und küsste mich. Nicht verlangend oder hungrig, sondern voller Zärtlichkeit. Der Wollrock rutschte aufreizend nach oben, als er mich auf seinen Schoß hob. Heiß spürte ich seine Hände im Rücken. Ich ließ den Kopf in den Nacken fallen, seine Lippen wanderten mir an Kinn und Hals entlang, bis sie den Weg zurück zu meinem Mund fanden. Verlangend rückte ich näher an ihn heran, bis kein

Fingerbreit zwischen unseren Körpern übrig blieb. Aren schob mich in einer Art Tantratanz Stück für Stück von sich fort. Ein letztes Mal küsste er mir die Lippen, lächelte das Zittern unter meine Haut und schaukelte mit einem Finger die Samtschleife hin und her, bevor er erneut einen Knoten hineinband. „Wenn du sie dir nimmst, öffne sie nicht zu unbedacht.“

Ich lauschte auf meine hastigen Atemzüge. „Du hast mir zwei Schleifen geschenkt“, flüsterte ich. „Ich weiß nicht, wie oft ich sie aufgemacht habe.“

„Vier Wochen“, raunte Aren. „Jetzt weißt du es.“ Er legte mir den Finger auf die Lippen. „Morgen“, flüsterte er. „Morgen darfst du sie wieder aufmachen.“

„Die schwarze?“, fragte ich atemlos.

„Wenn du willst. Sie gehört uns.“

Ich hatte das Spiel verstanden und eine neue Berufung. Das Schicksal hatte mich dazu bestimmt, die Geheimnisse der Schleifen und der Landkarte zu lüften.